



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

Biogr.

480

Ueber

Klaus Groth

und

seine Dichtungen,

zum Theil aus ungedruckten Quellen,

von

Ed. Hobein.

Hamburg.

Berthes-Besser & Mauke.

1865.

Biogr. 480

(Groth)

Hobein

Ueber

Klaus Groth

und

seine Dichtungen,

zum Theil aus ungedruckten Quellen,

von

Ed. Hobein.

Hamburg.

Berthes-Besser & Mauke.

1865.

**BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS**

**Bayerische
Staatsbibliothek
München**

Das Leben eines Dichters ist nicht immer deshalb schon von besonderer Bedeutung, um in seinen Werken Wahrheit und Dichtung unterscheiden zu können. Der reale Gehalt einer Dichtung ist in seinem Verhältniß zum idealen wohl bei jedem Dichter ein anderer und will man das Wesen der Frage erfassen, so sind die Begriffe des wirklich Erlebten und des aus dem Leben zur Dichtung geklärten Gehalts einer höheren Wahrheit bei weitem entscheidender, als jene Begriffe, die man in jedem Fall anders zu fassen geneigt sein möchte.

In Klaus Groths Dichtungen ist Alles wahr und auf realen Boden gestellt und doch sind, wie man wenigstens im Allgemeinen versichern kann, weder Vorgänge noch Persönlichkeiten der Wirklichkeit direct entlehnt. Aber nichts desto weniger oder besser um so mehr basiren sie auf Wahrheit. Nur der Ort, das Land, Gegend, Natur, Stadt und Dorf mit ihrer geschichtlichen Bedeutung sind der Wirklichkeit entlehnt, — alles Andere sind Typen der Wahrheit, namentlich die Menschen mit ihren Eigenthümlichkeiten und Sitten. Eben deshalb aber sind die geschilderten Vorgänge auch treffender und bezeichnender, als das einzelne Erlebnis, sie sind das Resultat eines Gesamtlebens, der gesammten Erfahrung eines Volks, — ein dichterisches Resultat, insofern die Beobachtung des Landes und seines Volkes aus liebender Hingabe an beide und aus dem Grundwesen beider hervorging.

Wir werden sehen, in wie weit hier und dort hinter der Maske der menschlichen Type die maßgebende Persönlichkeit er-

kannt werden möchte, doch stets nur, wo eine besonders hervorragende Bedeutung des Einzelnen den Volkscharakter vorzugsweise traf und ein Beispiel in seiner Originalität Alle zu fassen vermochte. Erkennbar sind auch in solchen Fällen die Gestalten des Dichterlebens nur nach traditionellen Annahmen, die aus dem Munde des Dichters selbst oder der Seinigen verbreitet sein mögen.

Steht aber gerade deshalb die Wahrheit ächter Dichtergestaltungen, — die den Gedanken und seine Verkörperung so eng zur Einheit zusammenfassen, — nur um so höher, so wird auch wesentlich nur von Interesse sein, aus dem Leben des Dichters zu erfahren, wie er durch dasselbe seiner Dichtung den wahren Gehalt verschaffte oder mit andern Worten, wie er durch diesen ein Dichter wurde. Dabei wird es Freude und Genuß gewähren, zu beobachten, wie auch unser Dichter sein Ziel nicht ohne anstrengende Arbeit errang und wir werden mit gehobener Theilnahme in die Werkstatt seines Dichterberufes schauen.

Der Dichter Klaus Groth ward geboren am 24. April 1819 in Heide, dem Hauptflecken der Nordhälfte des Ländchens Ditmarschen. Ueber Ort und Landschaft finden sich lesenswerthe und zum genauen Verständniß der Klaus Grothschen Dichtungen nothwendige Nachrichten in Müllenhoffs Einleitung zur 6. Auflage des Quickborn. Seine Voraltern gehörten seit frühester Zeit dem freien dithmarschen Bauernstande an und vermuthet der Dichter, daß ein Urahn wegen seiner Körpergröße den Namen Groth (de Grot — der Große) erhalten haben möge. "En Geschicht vun min Vetter vør min Herzog" (Kiel 1864) beginnt:

"Ik heff en Vetter op min List,
 De op "son Art" min Vetter is:
 As Betters wul sik drapen dot,
 Wenn't vun desülwe Slag und Blot.
 So heet ik eben drum Klaus Groth,
 Wil dat ik to de Groten hör,
 Un Hartwi Groth min Vatter weer."

Dieser sein Vater hatte einen kleinen Landbesitz. Er hatte eigentlich das Müller- und Zimmergewerk gelernt; kam aber heim und faßte seines Vaters Besiß an, nachdem auch die Mutter gestorben war. Erst später kaufte er eine Windmühle, deren Besiß ihn, nahe seinen Fenstern, schon lange gelockt hatte. Es herrschte Wohlhabenheit und gänzliche Unabhängigkeit im älterlichen Hause. Einer so sorglosen und ungebundenen Kindheit verdankt unser Klaus Groth Selbstständigkeit der geistigen Entwicklung, des Characters wie seiner Anlagen, und vor Allem auch eine körperliche Gesundheit, die zähe genug war, unglaubliche Zumuthungen geistiger Anstrengung zu ertragen. Hartwig Groth war ein erfahrener, allgemein gesuchter und geachteter Mann, der seinem Hauswesen mit Kraft und Güte vorzustehen wußte, die sanfte und schöne Mutter unseres Klaus waltete liebevoll neben dem Vater, noch drei Brüder und eine Schwester erwachsen neben dem Dichter und die stille und friedliebende Tante Christine, des Vaters Schwester, die Vermittlerin zwischen Allen, übte einen besonders wohlthätigen Einfluß. Ihrem Andenken hat Klaus Groth in seinen "Hundert Blättern" (Hochdeutscher Gedichte) vier Sonnette gewidmet. Der Obbe, der Großvater, vollendete den Kreis, der den kleinen Klaus vor allen Enkeln bevorzugte, ihn auf seinen Knien wiegte, mit seiner großen silbernen Taschenuhr spielen ließ und ihm wie nebenher das Lesen, Schreiben und besonders das Rechnen beibrachte, wie denn später und verhältnißmäßig schon sehr frühe auch Mathematik eine Zeit lang seinen maßlosen Fleiß fast ganz in Anspruch nahm. Daneben verlebte der Knabe die ganze milde Jahreszeit im Freien, schweifte auf Feld und Moor umher, mit früh gewecktem Sinn für die Natur, begleitete Großvater und Vater ins Feld, die ihm neben der Arbeit von den Helden alter und neuer Zeit erzählten, wie von den Siegen seines engeren Vaterlandes, deren Schlachtfelder in nächster Nähe zu finden waren. Auch zwei innig geliebte Freunde hatte er: Johann und Theodor, mit denen er die Tage der Kindheit und der Sänglingsjahre theilte und die ihm stets theuer blieben. Nach-

barskinder waren es, deren Vorname auch uns genügen mag, um sie in den Werken des Dichters in Anklängen der Kindheit und reiferen Jugend wieder zu erkennen. Der genannte Johann ist jedoch in dem allbekanntesten Gedichte "Min Johann" nicht gemeint. Hier hatte er den über Alles geliebten Bruder Johann im Auge, der sich ihm später als liebevollster und aufopferndster Krankenpfleger erwies. Als die Gedichte des Sohns erschienen, las der Vater eine der ersten Recensionen beim Kaffee vor. Es war das Gedicht "Min Johann" in derselben als Probe mitgetheilt. Zufällig war der Freund Johann zugegen, jetzt ein etwas verlebter Mann der kältesten Prosa. Er ward glühend roth und eilte fort, — er hatte die Verse auf sich bezogen!

Mit außergewöhnlichem Eifer betrieb schon das Kind das Lernen, vor allen die genannten Lieblingsbeschäftigungen. Daneben verschlang er bald auch eine Menge Litteratur, darunter Coopers Romane. Er besuchte übrigens nur die Bürgerschule. Die s. g. Rectorschule, in welcher nebenbei auch etwas Latein und Französisch gelehrt wurde, war dem Vater zu theuer. Auch schien sie ihm, der nichts mehr, als Ueberhebung fürchtete, über seinen Stand hinauszugehen. In der Rectorschule war es endlich auch nicht erlaubt, die Kinder während der Sommermonate fehlen zu lassen, wo Klaus mit auf's Feld an die Arbeit mußte. Da hat er im Sonnenlicht Auge und Ohr vollgezogen in Gottes freier Welt, Abends vor der Thür gefessen, müde, hungrig wartend auf das schöne Mahl, Weisheit gehört vom Großvater, Kraft des Geistes und Körpers schäßen gelernt am Vater, freier Männer freie Gesinnung empfunden. Aber selbst bei den Erzählungen heldenhafter Vorzeit kamen unserm Knaben keine Heldengedanken. Er trug eine Mädchenseele in sich und konnte weinen, wenn er im Bette lag und draußen der Nachbar die Flöte blies.

Des Vaters ernste Weise lenkte den Knaben mit einem Blick des Vertrauens, ohne viel Ermahnen und Reden. Er kannte keinen Zweifel und überließ die Kinder selbstständiger Entwicklung. Strafe kannte er nicht. Er war das Bild

der größten Ruhe und des stillsten Friedens, wenn er Abends in der Thür seiner Mühle lehnte und über den stillen Ort sah, — diese markige Mannesgestalt mit den wunderbaren blauen Augen. Er wußte Wind und Wetter zu beobachten wie Keiner, wenn er seine stillen Bemerkungen am Himmel machte und dieselben mit den einfachen Erscheinungen der Erde verglich. Dabei war er ernst und ruhig. Er war in der ganzen Nachbarschaft der Rafter und Helfer, außer Arzt und Prediger wurde Hartwig Groth zu jedem Sterbenden geholt und wenn er stille zu Hause kam und sagte: "De ward of nich wedder!" so war man sicher, daß es eintraf. Er wirkte durch seine kraftvolle, ernste, ruhige Gegenwart. So stand er auch am Krankenlager seines Vaters, des Obbe, von welchem er in neun Wochen nicht aus den Kleidern kam, immer ruhig dabei aussehend, alles mit geschickter Hand that, was sonst nur eine Wartsfrau zu thun vermochte. Und als der Obbe heimgegangen war, kam er Nachts an das Fenster des Sohnes Klaus, klopfte an und rief mit ernster Stimme: "Grotvader is nu dot!"

In seinem 16. Lebensjahre war Klaus Groth zu einem benachbarten Kirchspielvogt in Heide selbst gekommen, um ihm Schreibhülfe zu gewähren, Pässe und Wanderbücher zu vistren und die Haushaltsberechnungen seines unverheiratheten Principals aufzumachen. Bei vielfacher Muße, welche ihm diese wenigen Geschäfte übrig ließen, beginnt hier die ruhelose Arbeit, sich selbst fortzubilden, die nur selten durch die Unterweisung einer hülfreichen Lehrerhand unterstützt wird. Mit ihr reifte der freie Entschluß, sich zum Lehrer auszubilden. Er geht nach Tondern auf's Seminar, wo er die rastlosen Studien der Selbstbildung mit der ihm eigenen Ausdauer "in berauschendem Enthusiasmus" fortsetzt. Kaum hat er das Seminarexamen glänzend bestanden, als man ihn in die Stelle eines Lehrers an der Mädchenschule seines Geburts- und Heimathortes Heide zurückruft. Er lehrt wieder in's Vaterhaus zurück. Die Eindrücke und Erinnerungen der Kinderzeit werden neu belebt und gelangen gleichsam zum Verständniß

des gereiften Lebens. Der Verkehr im vielbelebten Vaterhause, — Streifereien in der Umgegend und bald längere, bald flüchtigere Besuche, besonders in dem Theil der Dithmarscher Landschaft, welcher im Gegensatz zu der üppigeren, aber einsörmigen "Marsch" die "Geest" genannt wird, — der weiter vom Meer und höher gelegene Landestheil, — besonders nach Tillingstedt, dem in seinen Dichtungen oft und mit Vorliebe genannten Ort, — vermittelten des Landes und Volkes nähere Kenntniß, seiner Sitten und gesellschaftlichen Einrichtungen.

Ueber diese wichtige Periode sagt der Dichter: "Mein Vater hatte inzwischen die Windmühle gekauft, die unsern Fenstern gegenüber in einem Garten hübsch und malerisch lag. Ich hatte sie 1824 erbauen sehen, hatte dort manchen Tag gespielt. Jetzt hörte ich oft in der Nacht, wenn ich arbeitete, meinen Bruder mit schöner Stimme von dorthier unsere Volkslieder singen. Das erweiterte Geschäft gab eine Reihe neuer Beziehungen und Verhältnisse zu Menschen und Dingen. Mein Bruder hatte in seiner stillen Weise eine eigenthümliche poetische Lebensanschauung in sich ausgebildet. Mit voller Sicherheit eines Mannes hatte er seinen Kreis beschränkt und suchte und fand in demselben Glück und Zufriedenheit. Er war heiter, humoristisch und fast keinen Mittag saßen wir, damals vier große Brüder und eine Schwester, bei dem Alten am Tisch, ohne daß eine Menge von drolligen Bemerkungen, Beobachtungen über Menschen, lebensvolle Mittheilungen aller Art unsere Mahlzeit zu einem Feste machten. Ich habe niemals wieder so klare gesunde Urtheile über Leute, so tiefe Blicke in ihr Treiben und Denken aussprechen hören wie damals. Ich habe gefunden, daß größere wissenschaftliche Bildung durch schnittlich wieder den Blick für die reale Welt trübt, eine Menge Vorurtheile entstehen läßt, namentlich den Stolz, der immer gleich mit den Dingen fertig ist, eine Ueberschätzung der Formen des Ausdrucks und Verkehrs, der darüber den Gehalt vergift. — Ich war schon als Kind sehr gern bei den Geschwistern meiner Mutter zum Besuch gewesen. Der Unterschied zwischen "Marsch"

und "Geest" in unserm Ländchen, der sich ebenso sehr auf die Menschen, als auf den Boden erstreckt, — es ist der Unterschied von Allubium und Dilubium, — weckte schon damals die Aufmerksamkeit. Ich war am liebsten auf der Geest, in Tillingstedt, wo drei Onkel von mir wohnten. Hier habe ich am Mühlbach, am Teich, im Schatten der Erlen die frohsten Spiele gespielt, die heitersten Träume geträumt. Aus Dank dafür spielen fast alle meine erzählenden Gedichte in Tillingstedt. Die Marsch hat wegen größeren Reichthums und Fruchtbarkeit einen vornehmeren Anstrich. In einem Flecken in derselben Entfernung nach Westen, wie Tillingstedt nach Osten, wohnten zwei Onkel von mir. Dort war es mir fast zu reichlich an allem Guten, selbst die Pracht der Wiesen und Aecker, wenn das Grün wie empor quoll und die Blumen frosteten, übermannte mich fast. Dazu der unendliche Himmel, Deich und Meer und die großen Gestalten, die davon ihr Gepräge bekommen."

Neben Musik, Mathematik, Aesthetik und sonstigen speculativen Wissenschaften, in die sich der junge Mann schon jezt vertiefte, war es besonders auch das gesammte Reich der Natur, das unsern Dichter lebhaft anzog. "Meine Streifereien durch Moor und Marsch, durch Wald und Heide bekamen einen neuen Inhalt. Die lieben stummen Gespielen meiner Kindheit wurden jezt meine Vertrauten, wie zu alten Bekannten, deren Wohnungen Einem unvergeßlich sind, wanderte ich über's Feld, um hier oder dort eine Blume zu holen. Mehr als je wurde mir jedes Fleckchen meiner theuren Heimath reich und lebendig. Mein Großvater war einmal an einem Abend, da ich als Knabe mit ihm auf dem Felde gearbeitet hatte — es war auf Duberheide, dem wildesten Theil des Heider Moor's — mit mir an einen Platz gegangen, wo eine sehr wohlriechende Blume in der Heide stehen sollte. Ich hatte eine Handvoll Marthecium gepflückt, Nachviole, wie wir das niedliche gelbe Blümchen nannten. Wir fanden richtig die weiße Blume, über deren Wohlgeruch wir beide viel sprachen und gewiß sei es eine sehr heilsame Pflanze und was dergleichen mehr. Später nun

habe ich an derselben Stelle nachgesucht, ich fand die Blume nicht, ich habe gesucht mit dem Eifer und der Trauer um einen verlorenen Schatz; ich wußte die Stelle auf den Raum einer Quadratruthe, die Blume schien vom Erdboden verschwunden. Erst nach Jahren fand ich sie weit davon in einem Walde. Ich fiel darüber her, wie über einen wiedergefundenen Liebling. Ich erkannte sie sogleich. Ich würde laut geweint haben, hätte ich nicht zufällig an einen ähnlichen Vorfall gedacht, den Rousseau in seinen Confessions erzählt. Es kam mir wie eine Nachahmung vor und ich zwang deshalb meine Thränen. Die Blume war eine Orchis, *Gymnadenia odoratissima*. — Ich suchte die Pflanzen nicht als fremde Dinge. Sie waren mir eigentlich alle bekannt. Die Physiognomie des Moores, der Heide, des Wiesengrüns wurde durch sie bestimmt und gestaltet. Wo das Wollgras wuchs, die Wasserkolben, die graue *Cineraria*, dahin wagte sich nur vorsichtig der Fuß, um das Nest einer Grasmücke zu suchen. Die wohlriechenden Kräuter der trocknen Heideflächen hatten mich oft in der Mittagshitze umbuftet. Was hatte nicht meine Zunge geschmeckt, den weichlichen Geschmack des Lindenbastes, wenn wir Flöten machten, den Zuckerstoff in den Kniegelenken der Gräser, die bittere Rinde der Ahlfirsche. Jetzt wanderte ich mit meinem Buche wie an der Hand eines Freundes, der mir alle alten Bekannten wieder zeigte, nach Art und Character beschrieb und sie hielten still und sie sträubten sich nicht und waren unverändert, ungealtert."

Im Jahr 1845 unternahm Klaus Groth eine größere Reise. Er besucht Berlin, Dresden, kommt durch Böhmen, den Main und Rhein hinunter, — doch wo er die Fremde kennen lernt, ist's doch dem mit ganzer Seele an dem engeren geliebten Vaterlande hängenden Dichter, als solle er nur dieses noch mehr und mehr schätzen, enthusiastisch verehren und in lebhaftem Heimweh neu erschnen lernen. Dieses ruft ihn zurück. Er kehrt zur Heimath und zu seinen geliebten Studien zurück. Er setzt sie bei drei und vierzig wöchentlichen Lehrstunden in umfänglichster Weise fort, bis er 1847 zusammen zu brechen

droht. Da erst wird ihm der Zweck allen Lernens und Wissens, das er bisher ohne practischen Plan, nur als Selbstzweck betrieben, klar. Er faßt den Entschluß zu werden, was er geworden, — ein Dichter seines Volks. Er geht mit dem still gehegten Plan dichterischen Schaffens in die Einsamkeit der Insel Femarn zu einem Freunde. Dort sucht und findet er zunächst Genesung, dann wohlberechnete Studien, die seine materiellen Mittel und Körperkräfte zu erschöpfen scheinen. Er schreibt bei dem Donner der Kanonen von dem nahen Kampfplatz für die Befreiung seines Vaterlandes seinen "Quickborn" und tritt im November 1852 mit ihm in die Oeffentlichkeit. Ein dreimonatliches Krankenlager ist die Folge solcher Anstrengungen. 1853 bringt ihn sein treuer Krankenpfleger, sein Bruder Johann, noch krank, nach Kiel. Dort lernt er im folgenden Jahre seinen gelehrten Freund und Helfer, den Professor Müllenhoff kennen, den Verfasser des Glossars zum Quickborn und der schon erwähnten Nachricht an den Leser als Einleitung zu demselben Dichterwerk. 1855 weist unser Dichter am Rhein, wird 1856 Ehrendoctor der Bonner Universität auf Dahlmanns Vorschlag und einstimmigen Beschluß der Facultät und lebt seit 1857 in seiner academischen Wirksamkeit in Kiel, wo er vor wohlbesetztem Auditorium Vorlesungen über deutsche Litteratur liest. Bei seinem Scheiden aus Heide, wo ihn die Liebe zu seiner Familie und — zu einem jungen Mädchen zurückgehalten hatte, mußte er diese letztere Neigung, — die näheren Verhältnisse und Gründe sind unbekannt, — bekämpfen. In Kiel verheirathete er sich mit einer Bremenserin, die ihn mit zwei kräftigen Knaben beschenkte. Den wiederholten Angriffen auf seine Gesundheit weiß die zähe Natur unseres Dithmarscher Sängers siegreich zu widerstehen.

Summarisch nur mögen die Studien, an denen sich der staunenswerthe Fleiß des Dichters bethätigte, angedeutet werden. Mit Recht suchte er selbst den Schwerpunkt seines Lebens in ihnen. Denn wissenswerthe Vorgänge hat sein Leben nicht aufzuführen und er hatte Recht, wenn er noch vor wenigen Jahren auf Anfrage nach den Erlebnissen seiner Tage erwiederte,

er habe nichts Wissenswerthes erlebt. Aber von der Zähigkeit und Beharrlichkeit seines Characters, wie seines Körpers, giebt die Energie Kunde, mit welcher er seine Selbstbelehrungen betrieb. Von einer vortrefflichen Handschrift, die er sich anzueignen wußte, kam er auf Rechtschreibung, Grammatik, Stilübung, von der Geistesübung an synonymen Begriffen auf Psychologie nach dem geschriebenen Hefte eines unterweisenden Freundes, welches er, um sich wach zu halten, in einen Birnbaum gestiegen, durchdachte. Er lernte dann practisch und theoretisch Musik, machte Sprachstudien, alte und neue Sprachen wurden ihm allmählich bekannt, — er kam auf tiefere grammatische Forschungen der Sprachentstehung und Topik, benutzte die leidenschaftlich betriebene Mathematik bei naturwissenschaftlichen Studien der Astronomie, Chemie und Mechanik und knüpfte endlich wieder an speculative Studien an. Daneben sah er sich in mancherlei Litteraturen um, vornehmlich in der Englischen. In Heide, in Tondern und dann wiederum in Heide, sowie endlich auf Femarn arbeitete er aber auch in der Regel von früh 4 Uhr, wo er sich an einem um den Arm geschlungenen Band durch's Fenster wecken ließ, bis Abends 10 Uhr.

Als das Erscheinen des Quickborn im November 1852 und wie mit einem Schlage den fertigen Dichter vorführte, der mit so entschiedenem Beifall aufgenommen wurde, daß die erste Auflage schon nach wenigen Wochen vergriffen war, ahnte Niemand, daß er mit jenen Dichtungen das Resultat einer selbsterrungenen eigensten Bildung empfing, wie es vielleicht kein Dichterleben in gleicher Weise aufzuzeigen hat. Das ganze Leben des Dichters weist auf ein unwillkürliches Herantreiben zu diesem Ziele hin. Er ging bis wenige Jahre vor dem Erscheinen des Quickborn, von Kindheit an den Heißhunger nach förderndem Wissen in fast fieberhafter Erregung und mit der ganzen Ausdauer seiner Natur stillend, dahin, ohne sich selbst des Ausgangs dieser Studien auch nur bewußt zu werden. Sein Vaterland, an dem er mit ganzer Seele hing, der Ort seiner Geburt, seiner Erziehung, seiner Fortbildung, seines Umgangs, die Eigenthümlichkeit dieses Landes und seiner Be-

wohner und ihrer Sitten, näher noch das Vaterhaus, der Vater selbst, die Geschwister, Verwandte und Gespielen, die sorglose Unabhängigkeit und Freiheit seiner Kinderjahre, die ihm alle Sinne feinsten Beobachtung öffnete, natürliche Anlage und unermüdlige Kraft, — die ganze Art und Weise seines allmählichen Heranreifens, bis er das Gefäß seiner Fassungskraft, bis zum Rande gefüllt, bereit hielt, — das Alles gab ihm Inhalt und Richtung, bis er, wie von selbst, den Entschluß seines Berufs faßte, zu dem er bestimmt schien, nicht nur ein Dichter, sondern ein Dichter seines Volks in der ihm eigenen Sprache zu werden. Der Gehalt solcher Dichtung war nach dem Allen im vollen Maß vorhanden und der vorgebildeten Neigung und Fähigkeit erreichbar. Die innigste Liebe zu seinem Vaterland und dieses selbst in Land und Leuten war als bereitestes Object leicht gefunden, — nicht völlig so leicht und sicher die doch anscheinend zu solchem Werk vorbestimmte Sprache. Schien sie doch, halb heimische Poesie, einen Theil des Gehalts in sich zu tragen. Doch so leicht sie in dieser Rücksicht die Einheit eines sprachlichen Kunstwerks zu vermitteln geeignet schien, so war doch die niederdeutsche Schwester lange, lange gegen das Hochdeutsche vernachlässigt worden. Sie mußte aus dem Schlaf der Erstarrung ihres Lebens, in welchen sie seit Jahrhunderten versunken war, wieder erweckt werden. Sie lebte nur ein Traumleben, ihr fehlte das sichere und wache Bewußtsein der Schrift. Sie war danach nicht mehr die fertige Form tieferen ethischen Gehalts. Hatten Boff, Bornemann, Bärmann, Sophie Detheß u. A. in ihr gedichtet, so mochten sie allerdings im burlesken Ton schon glücklich gewesen sein, im übrigen zeigten sie dem Dichter nur, wie er's nicht zu machen habe. Erwägt man das, so scheint es nicht zu viel gesagt, wenn behauptet wird, Klaus Groth schuf sich auch erst das Gewand seiner Dichtung in der für seine volksthümliche Weise nöthigen Eigenthümlichkeit. So verfuhr er, ein ächter Sohn des Dithmarscher Volksstammes, zur Verherrlichung gerade dieses seines engeren Vaterlandes, fest überzeugt, daß wahre Liebe und Treue im deutschen Lande nur in der Liebe zur engern

Heimath erwachsen und gedeihen könne. Aus seiner Dichtung weht uns grunddeutsches Wesen in urwüchsigter Kraft an, aus Gehalt und Sprache eines Volksstammes, der in jahrhundertlangem Kampf Freiheit und Eigenthümlichkeit bewahrt hatte und er errang damit seiner Poesie den wahren, gefunden und deutsch nationalen Zug, der eben der ächteste Grundton aller Poesie bleibt und der dem deutschen Dichter unserer Zeit vor Allem gut steht, einer "Nationallitteratur" gegenüber, die in aller Herren Länder zu Hause ist, selten im eignen und die, statt deutsches Glück und deutsche Liebe zu hegen und zu pflegen mit stolzem Gefühl, nur zu oft seine Tüchtigkeit und Kraft dem National-Fremden und Feindlichen in die Arme wirft.

Klaus Groth, von früh auf gewohnt, sich selbst zu gestalten, bereitete sich zu so ernstem Beginnen planmäßig vor. Er studirte auf Grund glücklicher Beobachtungsgabe und errungener tieferer Sprachkenntnisse die Sprache seines Volks, — nicht nur Ausdruck und Wendung, vor allem die Geschichte der Sprache, die er namentlich in der Reinheit richtiger Satzfügung herzustellen bestrebt war. Erst nach vielfacher Vorübung, wozu die Kenntniß hochdeutscher Sprache und Litteratur Vermittlerin wurde, erlangte er die Fähigkeit, die plattdeutsche Sprache in ihrer eigenthümlichen Verwendung für die mannigfachsten Töne menschlicher Gefühle in gebundener Rede ernster Poesie zu verwenden. Ebenso hatte er schon bei Gelegenheit botanischer und sonstiger naturwissenschaftlicher Arbeiten den Sprachschatz des Niederdeutschen in unglaublicher Ausdehnung sich angeeignet, indem er stets die entsprechenden Ausdrücke des letzteren suchte und sammelte. Daher der große Reichthum seiner Sprache. *) Bemerkenswerth ist es, daß er seine Vor-

*) Max Müller in seinen berühmten Lectures on the Science of language führt nach Vorgang Anderer als Maßstab des geistigen Reichthums eines Schriftstellers seinen Wortvorrath in Zahlen auf. Man zähle einmal mit Hülfe des Müllenhoff'schen Glossars den Sprachreichthum Klaus Groth's und vergesse um Alles nicht die Erweiterungen desselben in zwei Bänden: Vertelln. — Das Diplom der Bonner Facultät nennt unsern Dichter einen Mann: "qui carminibus suis linguae in Germania inferiore

übungen zum Quickborn an hochdeutschen Gedichten machte, — eine Auslese, nicht eben das Beste, sind die "hundert Blätter" hochdeutscher Gedichte, — um sich Gewandtheit der Form zu erwerben. Dann ward es ihm schwer, sich von der hochdeutschen Form und Sprachbildung wieder los zu machen. Er erlangte das, indem er sich indifferente, ganz fremde Stoffe, zunächst wählte. Dabei kam ihm seine Kenntniß des Burns, eines verwandten Dichtergenius zu Hülfe. Er übersezte beispielsweise den Tam o Shanter zur Hälfte und als er die nöthige Freiheit der Form erlangt hatte, — übertrug er das Ganze auf Dithmarscher Grund und Boden und bearbeitete die letzte Hälfte des Gedichts in eigener Weise.

So entstanden die Dichtungen des Quickborn, die unser Dichter nach ihrem volkstümlichen Gehalt so reich zu gestalten wußte, daß er nach allen Seiten hin die Fähigkeit der Sprache ausbeutete, — für den nächstgelegenen Ton des Humors und der Burleske zulegt, — er hätte ihn bei dem überwiegenden Ernst seines dichterischen Vorsazes, die Lüchtligkeit, Kraft und Tiefe seines Volkstamms aufzufassen, beirren können. Darum sind auch die humoristischen Dichtungen des Quickborn an dessen Schluß gerückt.

Gehen wir zur Charakteristik der Werke des Dichters über.

Alle poetischen Gestaltungen desselben geben in Miniaturbildern von größerem oder kleinerem Umfang eine Verherrlichung der Heimath, wie sie in Natur und Menschenleben nicht mit treffenderen und — was die Hauptsache ist, — nicht mit liebevolleren Farben geschildert werden kann. Sie sind einfach wie Land und Sitte selbst, aber groß in der Wahrheit des liebenden Kinderauges, das sie in lebendiger Frische faßte und rückstrahlte. "Alles spiegelt die verschlossene, lakonische, stumme Innigkeit mehr des Gemüths, als der Anschauung, mehr

vernaculae fontem reclusit atque ingenio. arte, eruditione patrii sermonis quasi pomerium protulit." Dahlmann, wie schon bemerkt, beantragte das Diplom, welches Welcker, Jahn, Simrod, Ritschel und Brandis mit votirten und zeichneten.

Iyrisch als plastisch, eine Darstellung, wie sie den germanischen und nordischen Volksstämmen eigen ist. Da ist nicht eine ausgesuchte Schönheit von Gegenden, Naturerscheinungen und Gegenständen, welche Touristen und empfindsame Reisende mit wählerischem Sinne beschreiben und allein des Namens, der Schönheit und der Beschreibung werth erachten. Es ist die eine, ewige Natur, welche gerade in ihren allgemeinen Gestalten und Gaben allen Gegenden der Erde gemeinsam, — so reichlich und neidlos das Beste und Höchste darbietet, um das Gemüth zu befreien, zu erregen und zu erheben."

"Der Tag geht zur Ruhe, der Thau fällt auf das Gras, der Abend, still und dumpf und brütend warm zieht über das Feld. Zu Füßen rollt die See, die Sonne röthet die Wolken, in weite Fernen schweift der Blick über Ebenen und Heide. Wenn da die See ihr Abendlied singt und die Nacht die Ebene bis ins Unendliche weitet, wird dem Menschen so klein zu Muth, das Herz fühlt sich so einsam und eng.

Da liegt das braune Moor mit dem weißen Wollgras, so weich wie Seide, so rein wie Schnee, wo der Storch einherschreitet, der Frosch im Ried singt, der Fuchs braut und die Wachtel ruft. Kein Baum steht im Sumpf, alles ist einförmig braun, aber darüber steht doch die Sonne, welche die Wolken gelb und goldig färbt.

Ruhig und weithin erstreckt sich die Heide, in Fernen wie sie nur das Auge erreichen kann, von den Strahlen der Sonne geröthet, mit dem Himmel in Eins zusammenlaufend. Und am Abend steht der Mond über Moor und Heide, über Wald und Bäumen so glanzvoll am Himmel. Silberglatt ist die See, blau und milde (blid), wie der Himmel über ihr, tief und weit; in der Ferne ziehen Schiffe ihren Weg oder näher ein Fischerboot. Die Fluth hat ihre Stunde, in der sie kommt und geht, sie spühlt und spühlt, reißt Steine und Pfähle fort und unterwühlt das Land. Ueber der See der unendliche Himmel und in der Ferne unabsehbar das Meer, welches der Horizont schließt. Und wenn die Fluth wogt und sich heranwälzt, erscheint sie wie ein blühendes Weizenfeld. Die Wogen kommen

heran und drängen einander, so weit das Auge reicht, den ganzen Deich entlang, gegen den Steinwall donnernd, daß das Herz im Leibe erbebt, die Erde dröhnt, der Damm erzittert. In Streifen fliegt der weiße Schaum, hoch darüber stöbet der Regenspfeifer, die Möwen lachen, Kibitze schreien und schelten, die Kinder spielen am Strande, im Schlick die Vögel und die Schafe weiden im Außendeich.

— — Die Primeln brechen mit ihren Knospen aus dem trockenen Reifig hervor, wo die Schlangen liegen und die Ameisen wie Soldaten spielen. Die Vögel singen im Apfelbaum und im Walde, erzählen sich wundersame Geschichten von ihren Feinden, vom schönen Gehölz und Karrelblumen, ja vom fernen Italien, sie singen so schön Alles, was in ihrem Innern lebt, sie weinen auch und sprechen die tiefe Wehmuth aus, die über alle irdischen Creaturen ausgebreitet ist. Sie offenbaren in ihrem Gesange das tiefe Geheimniß des irdischen Daseins in Lust und Schmerz, aber nur verständlich für den, der ihre Sprache versteht. Und in dem Garten stehn Fruchtbaum und Strauch, Levkojen und Rosen. Wie wunderschön ist der enge Garten, der Weg am Zaun, der Platz vor der Thür mit Linden und Kastanien. An den Garten mit dem Bienenhufe stößt die Wiese und an die Wiese das Holz, das bis an den Apfelhof reicht. Da ist der Spielplatz im grünen Grase für die Kinder. Da erzählen sie sich Geschichten und süße Märchen. Und im Walde duften so schön Moos und Ranken und Kräuter. Da rasselt es in den Blättern. So grün duftet der Wald, Busch und Brock, Schleedorn und Krattbusch, wo die Quelle rauscht und die Drossel schlägt. So schön und lustig ist im Sommer der Wald, daß wir den Mann beneiden, der im Grünen wohnte, der ohne Schüssel und Tasse, ohne Topf und Pfanne Wasser trank, wo er es fand, Kirschen pflückte, wo sie standen, Äpfel vom Baume riß und ein Bett von Blumen hatte, wo ihm Abends die Vögel über dem Kopfe sangen und Morgens ihn weckten. Ja, wir zürnen dem närrischen Mann, daß er das Grübeln anfang und wir nun in Häusern wohnen müssen!

Und dann die prächtigen, wohlgehaltenen, in Farben schimmernden Bauerhäuser, mit breiten Gräben umgeben, die Pumpe vor der Thür, die Blumengärten vor den Fenstern mit weißgrünen Staketen. Auch die Linde fehlt nicht, wo am Abend die Nachbarn zusammen kommen und sich erzählen von den Begebenheiten des Tages, von dem Laufe und dem Wechsel und von den ewig unergründlichen Wundern der Menschenherzen. Und die Pracht der wogenden Kornfelder und der wohlgenährten Heerden weckt das warme Gefühl der Sorgenfreiheit, des Behagens, des Reichthums der Bewohner.

Und in diese stille, reiche Herrlichkeit hinein ertönt, um die Menschen an die Kleinheit zu erinnern und zur Demuth zu ermahnen, die majestätische, erschütternde Stimme Dessen, der Himmel und Erde in seiner Hand trägt. Die Luft wird brütend schwül, am Himmel Alles schwarz, die Fliegen stechen, die Wolken hängen hernieder, von ferne grollt der Donner. Dann erhebt sich der Wind, die Hagel tanzen, die Frösche hüpfen, der Regen breitet einen Flor über die ganze Gegend, durch welchen selbst die rothen Rüche grau erscheinen, wie wenn der Knabe die Gegenstände durch ein Sieb ansieht. Es ist ein Getöse, als wenn sich Meer und Himmel etwas erzählen. Da hat der Herrgott das Reich allein und wenn er spricht, wenn Gott im Himmel ein Machtwort spricht, da muß der Mensch schweigen. Wer wollte da lachen, laut reden, mit dem Finger nach dem Blicke zeigen? Er ist zu groß für einen Menschenfinger. Der Mensch darf nicht mit Händen nach dem Himmel zeigen, denn er ist zu hoch für unsern Arm. Aber das jetzige Geschlecht fängt an, anders zu werden und hat nicht mehr Scheu vor der Größe Gottes in der Natur, die Furcht ist weg, aber dafür ist Angst an die Stelle getreten.

Das ist des Dichters Heimathsland. Ist es schön zu nennen? Die ewige und wesentliche Schönheit und Herrlichkeit der Natur bewährt aller Orten ihre Kraft auf das menschliche Gemüth in Marsch und Geest, in Heide und Wald, im Binnenlande und am Meer, in der Ebene und auf den Bergen, im Norden wie im Süden. Unsere Dichtung singt die eigen-

thümliche Schönheit ihres Heimathlandes. Irdische Dinge, sie alle, so viele da sind, haben das Maaß ihres Werthes und ihrer Schönheit in der Beziehung auf den Menschen, dem sie angehören, der ihnen angehört. Land und Leute stehen in immer nothwendiger Beziehung zu einander. Die Menschen sind, was und wie sie sind, auch durch das Land und den Boden, auf welchem sie stehen, durch das Meer, an welchem sie wohnen. Alles gehört zu ihrer Art und Eigenthümlichkeit. Nirgends ist dem Menschen, welcher aus dem Ganzen und Vollen einer in sich festen innern Einheit des Empfindens und Anschauens athmet und lebt, die Natur so schön, wie in der Heimath, wo Land und Boden, Luft und Himmel ein unzertrennlicher Bestandtheil seiner menschlichen Eigenthümlichkeit ist. Darum sehnt sich selbst der Halligbewohner, welcher alle Zonen der Erde gesehen hat, wieder zurück in sein dürftiges, gefahrumbegabenes Eiland. Denn nicht allein der Gegenstand für sich ist in Rechnung zu bringen, sondern auch das liebevolle und eigenthümlich geschärfte Auge, mit dem es geschaut, das aufgeschlossene und bewegte Herz, mit welchem es geliebt wird. Die Jugend allein ist die ganze, volle, ungetheilte Menschennatur. Alle späteren Lebensalter, selbst unter den günstigsten Umständen, entwickeln nur einen Theil der im Menschen angelegten Organe und Kräfte und lassen die volle unzersplitterte Einheit derselben nicht zur vollen Gestaltung und Wirkung kommen. Darin liegt die für das ganze Leben unerseßliche Bedeutung der Jugendbeindrücke. Die Gestalt, in welcher die Natur dem Menschen in der Jugend, wo die Seele sich als volle unzersplitterte Einheit ohne die sondernde und vereinzelnde Thätigkeit der Reflexion zu erschließen beginnt, entgegentritt, ist die volle und integrale, welche mit der Gewalt des ungetheilten Ganzen in das Innerste der Seele einfließt und von ihr als Ganzes aufgenommen, angeschaut und empfunden wird. Eine solche Einwirkung der Natur ist in späteren Lebensaltern völlig unmöglich und daher unerseßlich. Darin liegt die unverwüßliche Kraft des Heimathsgedächtnisses, eine der tiefsten und unvertilgbaren Stimmungen der Seele. Der land-

schaftliche Blick, der künstlerische Sinn für die Schönheiten der Natur, die wissenschaftliche Übung des Auges für die Eigenthümlichkeiten der Natur, ihre Kräfte, Wirkungen und Erscheinungen wird durch Bildung gewonnen, verstärkt und erweitert. Hier ist mehr Umfang, Klarheit der Anschauung, Unbefangtheit, Objectivität; aber alles Dies ist etwas ganz Anderes, als der Natursinn, der mit dem Heimathsgefühl verbunden, in sich bestimmt und beschränkt, aber von einer unendlichen, einzigen und unersehbaren Intensivität der Empfindung und gemüthlichen Anschauung die lebendige Wurzel auch der künstlerischen Naturanschauung ist." *)

In einer so frischen, innigen und ursprünglichen, kindlich frommen und naiven Anschauung ist die Eigenthümlichkeit der volksthümlichen Dichtung und so auch unseres Dichters begründet. Für sie wußte er das Auge des Kindes wieder zu öffnen und er schaute und empfand mit den frischen Sinnen und Regungen eines Kindes, und was er geschaut und empfunden, sang er in den Lauten einer still glücklichen Kindesseele. Es ist, als trüge ihn der Ton der Sehnsucht in die entschwundenen ersten Tage seines Lebens zurück, wenn er singt:

Ik wull, wi weern noch kleen, Jehann,
 Do weer de Welt so grot!
 Wi seten op den Steen, Jehann,
 Weest noch? bi Rawers Sot.

An Heben (Himmel) seil (segelte) de stille Maan,
 Wi segen, wa (wie) he leep,
 Un snacken, wa de Himmel hoch
 Un wa de Sot wul (wohl) deep.

Da erwachen denn auch die Worte der Wartsfrau wieder in ihm, die im Volkston vortrefflich gehaltenen Worte:

Still, min Hanne, hör mi to,
 Lüttje Müse pipt in't Stroß,

*) Altonaer Merkur. 1858. No. 39 u. ff.

Lüttje Bageln slapt in' Bom,
Röhr't de Flünk. (Flügel) un pipt in' Drom.

Still, min Hanne, hör mi an!
Buten (draußen) geit de böse Mann,
Baben (droben) geit de stille Maan,
"Kind, wull (wer) hett dat Schrigen dan?"

Auch Dönchen und Kindergeschichten aller Art werden laut. Er singt von der Prinzessin:

Dar weer en Prinzessin, de seet in en Buer (Bauer),
Hart Haar as en Gold un seet jümmer un lur (lauerte),
Do leem mal en Prinz un de hal'er herut
Un he war de König und se war de Brut.

Ein wahres Musterstück dieser volkstümlichen Art ist das berühmte "Matten Has", das jedes Kinderbuch aufweist, und ebenso das charakteristische: "Nanten in't Water," das die einfachsten Naturlaute zu volkstümlichem Reimklang zu verbinden scheint.

Nanten in't Water,
Wat vern Gesnater!
Nanten in' Dit,
Wat vern Musik!

De Wart (Enterich) is wat heesch (heiser). Wat wat wat
schüll wi eten?

Murt (Morast), inne Murt, inne Grund is dat Fett!
Höja! de graue fangt lut an to reden:
Quark un warm Water! un alle ropt mit.

Aber nicht Märchen und Löne der Thierwelt nur tönen im Kinderleben, — sieh da, der Tröbeljude läuft durchs Dorf und wird von den Kindern gehänselt:

Querlüttje (ganz kleiner) Kaneeljud!
Wa (wie) süht he verdweer (verkehrt) ut!
Hangt Band ut, hangt Trand (Tanb) ut,
Handelt aller allerhand Grandgut (kleiner Kram).

Isak, is dat Schipp kam?
 Is min Sewel mit kam?
 Krieg't en Wagen, Krieg't en Popp,
 Krieg't min Hot mit Feddern op?

und der Jude antwortet:

“Rinner, noch nich!
 Tokum Johr kumt't velliht!
 Dat Water weer dick worn,
 Mät teeb'n (warten) bet de Glicksorn!”

Ein Meisterstück, auch sprachlich, ist das Volkslied “Min Annamebber”:

Ei, du lüttje Flasskopp,
 Ik frejt di var Leeb op!
 Wat heft du værn Pusbaden,
 Noch söter as Twebaden!
 Ei, du lüttje Flasskopp,
 Ik frejt di noch op!

Ei, du lüttje Wisfnut,
 Wa hörst (schiltst) du din Hans ut?
 De Lung geit as en Kammersteert,
 Din Hans is keen Dreekn weerth.
 Ei, du lüttje Wisfnut,
 Wa schellst du mi ut!

Ei, du lüttje Witt-Lähn,
 Wat mag't di geern dull sehn!
 Wa se plättert as en Raffemæl,
 Wa se klättert as en Mbserstæl!
 Ei, du lüttje Witt-Lähn,
 Wa mag't di geern sehn!

“Der Weihnachtsabend” enthält schon tieferen lyrischen Gehalt. Wir entnehmen daraus die schöne Sentenz:

De Lid geit rascher as en Drom;
 Gerst kriegt wi sülm en Wihnachtsbom,

Denn kamt uns Rinner an de Reg, —
Denn sitt Grotmoder bi de Weeg.

Unmittelbar daran schließen sich die rein lyrischen Liebesergüsse, die man in dieser wohl lautenden Unmittelbarkeit des Gefühls in der Form plattdeutscher Sprache bis dahin kaum für möglich gehalten. Sie sind in der Reinheit der Form und im innigen Einklang des Gehalts auch bis heute unerreicht. Rechnen wir dahin vor allen das schon mitgetheilte "Min Sehann," so wollen wir hier doch zweie dieser berühmten und classischen Lieder ganz mittheilen, in denen sich die tiefste und wärmste Verwendung der niederdeutschen Sprache recht deutlich kund giebt. Neben dem allbekannten: "Se sä mi so veel" finden wir: "Min Anna is en Ros' so roth," mit seinem Anklang an das Burns'sche Lied:

Min Anna is en Ros' so roth,
Min Anna is min Blom.
Min Anna is en Swölk (Schwalbe) to Fot,
Min Anna is as Melk und Blot,
As Appel oppen Bom.

De Bullmach (Schulze) hett en Appalgarn,
Un Rosen inne Strat (Beet);
De Bullmach kann sin Rosen wahrn,
De Bullmach kann sin Appeln arn (ernten):
Min Anna is min Staat!

Se is min Staat, se is min Freid
Un allens altomal,
Un wenn de Wind de Rosen weiht
Un wenn de Wind de Appeln sleit:
Se fallt mi nich hendal.

Se fallt ni af, se fallt ni hin,
Se hett son frischen Moth;
So blöht min Hart, so blöht min Sinn,
Min Anna blüft de Blom derin
Bet an min scli Dob.

G ö f m a s !

Se is doch de stillste vun alle to Karl!
 Se is doch de schönste vun alle to Mark!
 So weekli, so bleekli, un de Dgen so goot,
 So blau as en Hefen un deep as en Got.

Wer lilt wull in't Water, un denkt ni fin Deel?
 Wer lilt wull na'n Himmel un wünscht sik ni vel?
 Wer süht er in Dgen, so blau un so fram
 Un denkt ni an Engeln un allerhand Kram!

Und neben so naiven Tönen, wie schön und voll lauten
 die Klänge der Trauer aus der Sprache des Dichters, gleich
 Glockentönen, die übers Meer getragen werden:

Wat weenst du di de Dgen blant?
 Segg an, wa deit di weh?
 Is Vader krank, is Moder krank?
 Is Broder ut to See?

oder es deckt der fühle Abend seinen Frieden über die müde
 Welt, eingewiegt von dem Liebe des Dichters:

De Welt is rein so sachen (stille),
 As leeg se deep in' Drom,
 Man hört ni ween'n noch lachen,
 Se's lifen (leise) as en Bom.

— — — — —
 Man hört dat Beh in't Grasen
 Un Allens is in Frsch,
 Sogar en schüchtern Hasen
 Sleep mi vør de Föt.

Da's wull de Himmelsfröden
 Ahn Larm un Strit un Spott,
 Dat is en Lid tu'm Hefen —
 Hör mi! du frame Gott!

Wir erwähnten oben der Erzählungen, die der Dichter als Knabe aus dem Munde des Obbe und des Vaters hörte. Sie sind wohl zum Theil in den Abschnitten: "Wat sik dat Volk vertelt" und "Ut de oll Krönt" enthalten. Erstere sind alte Volksagen, — meist graufige Geschichten, — letztere behandeln geschichtliche Ereignisse in wohlgetroffenem Baladenton. "De letzte Feide" (Fehde) giebt die Unterwerfung der Dithmarschen unter einen Herrn, dem sie den Eid leisten am 20. Juni 1559:

Nich en Wort war hört, nich en Stimm, nich en Lut,
 Se stunn' as de Schap oppe Weid,
 Se stunn' as de Rest vun en dalslan Holt (eines gefällten Waldes),
 To Föten de Trümmer vun Feid.

Einen traulichen Einblick in das Familienleben des Volks gewähren die Familienbilder, welche vornehmlich Züge des elterlichen Hauses und seiner Bewohner geben. Der Obbe, der, zur Arbeit zu schwach, den ersten Unterricht des Knaben übernimmt, geht mit ihm aufs Feld und bringt sich während eines Gewitters mit ihm und dem Nachbar Springer in einer Feldhütte unter. Der Alte unterbricht das Gespräch mit den kräftig schildernden Worten:

Wa dröhnt dat langs de Höchden, —
 Un murt un knurt vun Westen gegen an,
 As wenn sik Haff (Meer) un Heben wat vertellen
 Un wulln mal hörn, wedeen de deepste Bag harr.

Im "Sonntagsmorgen" sehn wir die schöne, rasche Mutter des Knaben vor der Thür mit der Nachbarin im Gespräch, während sie die Spinntwebe von den Fenstern "ult" d. h. mit der Handeule abfegt. Sie spricht von dem Heinrich, der den kleinen Klaus bedeutet und mit dem Obbe drinnen ist. Die Nachbarin sieht durch den Spalt der nur angelehnten Thür. Auch die Mutter lauscht, wir sehn der Nachbarin über die Schulter:

Dar seet de Ol, de Been verkrüz (kreuzweise) an Abend (Ofen),
 De Nachmüg keel (guckte) man eben ut den Löhnstohl, —

Und heel dat Bot, dat jüs de Sünnp dropp schin.
 Ein Enkel stunn mit beide Arms opt Lehnelsch (Lehne)
 Un keek mit in un seeg em æwer de Schuller.
 De Dl weer ganz verbeept und röhr de Lippen
 Un jag de Flegen dann un wann runt Bot;
 Rieschiri folg de Jung dat mit de Dgen
 Un mak de Hals so lang, as wull he't eten.
 De Sünnschin full em op sin blanke Bad
 Un spel as Gold em in de gelen Haar.

woran der Dichter das betreffende Gleichniß knüpft:

So steit in't Holt en Martjen (Marienblümchen) bi en Stubben
 (Baumstumpf):

Op beide fällt de Sünnp un beide drömt,
 Bun' Lust un Glück de Een, vun Dod de Anner.

Sie werden vom Vater, — dem Breiten mit den Bodennarben, wie ihn der Dichter bezeichnet, — unterbrochen, der mit dem Hausfreund eintritt. Es entspinnt sich ein längeres Gespräch über das Auswandern, das der Obbe mit erhebenden Worten über Liebe und Treue für's Vaterland und die Heimath endet. Der Bodennarbige wird gerührt, — er setzt den Kaffee, den er trank, einstweilen ab, pustet verlegen in die Untertasse und, die Kaffeetropfen noch in den Bodennarben, sagt er dann den Alten mit der einen Hand, während er die andere dem Knaben aufs Haupt legt.

So stunn' se dar, as weert en Kleewerdree (Kleeblatt),
 De süßwe Art und Schnitt, de süßwe Glack,
 Un doch so unlik as vun Harst tum Fröhjahr,
 De stille witte Winter twischen Beide.

Ein schöneres Monument kann ein Sohn dem Vater nicht setzen, als der Dichter es in den Worten gethan, die er dem Vater in diesem Gedicht in den Mund legt:

Un doch is mi am glücklichsten to Mod,
 Wenn't Dag an Dag so rech de Glieder brul,
 De ganze Wef in't Wirken un alleen,

Un as en Mælenperd in't sülwe Spor
 Un Generlei, as Bærjahrs bi den Ldrf.
 Denn gat de Been und Arm ern egen Gang
 Ue de Gedanken still un sach ern annern.
 De strid sik nie, dat Hart is so gesund,
 Un dat Gewösten röhr't sik nich in Vossen.
 Man weet, wat Rech un Pflich is, ahn to gruweln,
 Un wat man schall un mutt, al wenn man opsteit,
 Un Abends is man recht vun Harten möd,
 Dat Eten smeckt, de Stunn de glid der hin,
 Un mit de Sünn, so sachen op un dal,
 Stiggt Een de Kraft und Lust und sackt to Rau,
 Un mit de ganze Welt is man in Fräden;
 Ik nöm mi dat de Seel- un Arbeitsruh.

So schön auch diese idyllischen Klänge sind, so stehn uns doch die auf gleichem Boden erwachsenen größeren Erzählungen des Quickborn noch höher. Sie vereinigen mit solchen Schilderungen noch den oft sehr originell gegebenen Inhalt der kleinen ländlichen Romane. Vor allen ist "Peter Runrad" hier zu nennen, von dem der Dichter wohl scherzweise zu sagen pflegt, er habe angestanden, die Geschichte in einem dreibändigen Romane zu bearbeiten. Eben dahin gehört "Hanne ut Frankrif" un "Peter Plumm." Vor allen aber obenan steht: "Ut de Marsch," zunächst abgedruckt im ersten Band der "Vertelln," demnächst in den Quickborn aufgenommen. Die Art und Weise, wie der Dichter die Erzählung in drei größeren Bildern hinstellt und dem Leser die Vereinigung derselben zu einem überaus rührenden Ganzen überläßt, ist so neu als künstlerisch schön in der Ausführung. Diese Erzählungen, namentlich die letztgenannte, erachtet man mit Recht dem Besten gleich, welches unsere gesammte Litteratur in diesem Genre aufzuweisen hat. Man könnte sie, ohne gerade specielle Anknüpfungspunkte eines Vergleichs zu finden, nur dem Goetheschen Meisterwerk: "Hermann und Dorothee" an die Seite setzen. Aus dem ersten Bilde des "Ut de Marsch" sei es uns erlaubt, eine Situation, —

ein Bröbchen der bis ins Einzelne nie vernachlässigten Ausführung zu geben. Des Bullmach Töchterchen harret, während im Hause und draußen über dem Kornfelde die Nachmittagsruhe ("Uenermeel") träumend brütet, des Geliebten, — auf jedes Geräusch horchend.

Man hört keen Starbenslud as blot de Wanduhr.
 Dat slöppt in't Hus un buten slöppt dat Feld.
 Blot wenn in' Drohm en Höhnerküken sticht,
 De op de grote Døl to Middag slapt,
 So horckt de Kater oppen Lehnstohl op
 Un Mütpe (Mops) recht sik un de Husbahn buten
 Fragt lut, wat dat bedü', de Kunsche (Kuhn) kullert
 Un ut dat Hunnhus lickt en rugen (raucher) Kopp:
 Doch hebbt se sik mal recht un all mal jappt (Athem geholt),
 So sackt (sinken) se wedder ruhi dal to slapen.

Dem Quickborn schließen sich die prosaischen Dichtungen Klaus Groths aufs engste an. Der Dichter selbst hat sich vorbehalten, sie einmal mit dem Quickborn als zweiten prosaischen Theil derselben zu verbinden. Denn sie bieten in einer mustergültigen Detailausführung abgeschlossene und wohl abgerundete Erzählungen desselben und eines noch bewegteren Volkslebens, als es schon nach dem Titel des Quickborn diesem eigen ist.

Diese Erzählungen sind leider über die Gränzen Schleswig-Holsteins hinaus viel zu wenig bekannt und verbreitet. Es sind erst zwei Auflagen im Buchhandel. Die Aechtheit des Spiegels, der hier Natur und Volk in frappanter und bewährter Treue wiedergiebt, — sollte ihre allgemeinste Verbreitung im ganzen deutschen Vaterlande längst befürwortet haben. Eins mag die letztere gehemmt haben: der etwas fremde Dialect des holsteinschen Niederdeutsch. Es ist möglich, daß gerade der gerühmte Vorzug dieses Dialects: seine lebendig erhaltene Reinheit, ihn absperrt gegen die dem Hochdeutsch assimilirten Sprachweisen anderer niederdeutscher Provinzen, namentlich da, wo das städtische Plattdeutsch Vermittlerin der Schwestersprache ward. Aber gewiß

ist es, daß der große Sprachreichtum des holsteinschen Niederdeutsch nicht überall gäng und gebe ist, daß viele, sehr viele Ausdrücke dem Holsteinschen ganz eigenthümlich sind, daß die fortlebende Sprache Ausdrücke und Worte schafft, die an andern Heimathsorten des Plattdeutsch unbekannt blieben, z. B. Aschen und Raschen, Slev, Uenermeel u. a. und zu alle dem kommt noch die abweichende, freilich charakteristische, aber etwas harte Form des Dialects in den auch andern Sprachweisen gemeinsamen Worten z. B. banni (statt bannig), nischiri (statt nilig), sä (statt säd oder fär), feil (fehlt) u. A. Die letzteren mögen immerhin als abgeschwächt gelten, daneben aber scheinen sie auch eine überwiegende Weichheit des Klanges und eine Ausbildung gewonnen zu haben, auf welche die hochdeutsche Schriftsprache nicht ohne günstigen Einfluß geblieben sein mag. Die allgemeinere Verständlichkeit hat schon Reuters Sprache sich gewonnen, wenn auch seine Schreibart, weniger consequent als die Klaus Groths, darauf keinen Einfluß geübt haben kann.

Das nebenbei.

Der erste Theil der "Vertellen" (Schwersche Buchhandlung — Kiel. 2te Auflage. 1855) enthält zwei prosaische Erzählungen: "Zwischen Marsch un Geest" und "Detelf," zwischen welchen die schon genannte Erzählung in gebundener Rede: "Ut de Marsch" eingeschoben ist, die sich, wie schon bemerkt, dem Besten anreihet, welches der Dichter geschaffen hat und sich hier wiederfindet, als sollte die Gemeinsamkeit dieser bildlichen Novelle die enge Verwandtschaft des prosaischen und poetischen Theils der Werke Klaus Groths so recht bekunden. Der zweite Band der "Vertellen" (2. Auflage bei Homann in Kiel 1860) giebt nur eine größere Erzählung: "Trina," die bei ihrem ersten Erscheinen ein ähnliches Aufsehn machte, als der Quickborn. Die Dithmarscher Landsleute waren darüber einig, was der Vater Klaus Groths über diesen Roman äußerte: "so as hier schreven, sünd de Lüd bi uns in Marsch un Geest, so geit dat bi uns to!"

Wenden wir uns zu den einzelnen Erzählungen, so ist es kaum räthlich, die schmucklosen Thatsachen zu erzählen, welche

Gegenstand der ersten Geschichte "Zwischen Marsch un Geest" sind. Aber die einfache Liebesgeschichte des jungen Zimmermann Anton, welcher der jeweilige Liebling des alten Geertohm, des Fabrikanten hölzerner Pantoffel und Kellen und Löffel ist, führt uns eine Reihe charakteristischer Persönlichkeiten vor, die alle den Boden ihres Lebens und Wirkens so wenig verleugnen, daß sie vielmehr als die treffendsten Repräsentanten desselben gelten können. Um dem Leser eine richtige Vorstellung von dieser lieblichen Geschichte zu geben, thun wir viel besser, wenn wir ihm die eigene Art einiger dieser Persönlichkeiten auszugswise schildern.

Die Einleitung führt uns vor das kleine Haus des alten Geertohm, der als Junggesell mit seiner gleichfalls recht alten Schwester haust.

"En lütt Dachhus en bēten buten de Keeg war man gewöhnli ni wis, dat versteek sik ganz achter en Koppel Bōm, grot un lütt, as weert de Nest vun en Krattbusch (niedres Holz), de hier vellight in olen Tiden anfungn harr. Ünner de Bōm leeg dat ganze Fahr en Stapel Ellern un Barken, de bald grot un bald lütt weer, denn in dat Hüschē der achter wahn Geertohm un ma' holten Löffeln un Kpeln un Slep."

Der Holzstapel ist der Ort, wo "de Börs," "de Waterbörs" abgehalten wird, wo sich die jungen Leute des Orts zusammen zu finden pflegen.

"Man süht an Summerabends, wa de Holtstapel vull junge Lüd sitt, baben un nerrn, of wull splettbeent (rittlings), denn da's en netten Plag to sitten."

Jetzt fährt das Heu unter die Kastanien des Hauses vor, in denen ein Theil hängen bleibt. "En grotē langbeenten Bengel sprung gau hemdsmauden achter raf, sunst weer he vun de Tilgens dalsēgt, en paar annere, de mit Forken achteran keem, of mit Wuppen (Grasähren) un Hausaat bestreit op Höb un Schüllern, lachen lut, dat se sik anheeln, as de Grote mit bisterige Dgen un half in' Slep achter raf fahr, un en öllerhaften Mann stunn anne Sit, reep mit en drang

pipi Stimm: Anton, Jung, Jung! nimm di doch in Acht!
 denn him' un host he en beten un heel de Post an. He harr
 merrn in Summer en kalmuden Rock bet dicht an Hals toknöpt
 un en warme Müß op. Dat weer Geertohm." Anton, der
 Held und Liebhaber unserer Novelle, bringt mit den jungen
 Leuten "ton Bläseer" Geertohm am Sonntag sein Heu ein.
 Alles scherzt und lacht. Anton will den Andern beim Staken,
 der schwersten Arbeit, zeigen, daß er sie alle ermüdet. Geertohm
 mahnt: "Dewerdriv dat ni, Anton, se könnt dar bin' ni
 gegen an." Er aber "mö't de Waterbörs doch mal wifen, wat
 en Hart is, — lat se man mal sweten!" Geertohm ruft:
 "Beter gut na'n achtern, Kinner!" — Geertohm, so erfahren
 wir, war auch einst ein durchtriebener Gast gewesen. Wir
 hören in volksthümlischer Weise von seinen Jugendspäßen.
 "Ton Hahnbeer, Faßlabend, drog he en Dremaster un en
 roden Rump as de Geestburn to vörn, he weer Kretler
 (Krittler — Ordner), heel awer of Ordnung, as nu keen roden
 Rock, un wenn he man reep: Kinner, Kinner! so broch he
 de argsten Higlöpp to Ruh. He harr awer domols en helle
 Stimm, de man mank alle rut hör, un man hör se, bet toleht
 de Rugsten satt un möb weern un heemli achterum brocht
 warn. Do heet he de Bur. — He wuß sogar de Frunslüd
 to regeern un harr alle Mädens ant Bard. Wenn Sün-
 dags de Melkdierns torüggkeemn, so müssen se all bi de Rausted
 töben, bet der keen feil. Denn komdeer he: hakt in! un so
 sungen se tosam den langen Weg herop, he mit sin Drach
 værut; sin Di heel of en paar Köh un Geert de dat Melken.
 Wenn man Kloß seben en Gesant hör, so sän de Lüd: Da's
 de Bur mit sin Kalwer!" — Nun hören wir die rührende
 Geschichte seines Lebens. Einige hatten gemeint, er wäre
 bald nach jener Zeit krank geworden, Andere sprachen davon,
 "Witt sin Dochter harr em verspraken, em to nehmn, wenn er
 Bader dot weer. Nu harr se awer den dästigen Roogsbur un
 weer ganz unglückli warn." Sie alle, Vater und Bruder waren
 gestorben, er hatte sich ganz zurückgezogen und während 20 Jahren
 kam sein Fenster nicht auf. Wild wuchsen die Bäume auf dem

Platz vor der Thüre und das Moos auf dem Dach. Nichts hatte sich geändert, als der Holzstapel, der bald groß, bald klein ward, denn er nährte sich vom Toffeln- und Löffelmachen; aber sie sagten, die alte Schwester müsse das Meiste dabei thun, er könne oft nicht Luft holen und säße krumm und stumm im Armstuhl.

“Do heet dat op eenmal, Geert weer wedder bēter warn, de Nawers harrn em vār Dær sitten sehn un mit em snact. He weer banni old un bleef warn, doch harr he meent, he war noch mal wedder jung, as en Kunschen, de ruugt harr. Dat weer in Summer. De langs den Stig gungn, segen bald mit Verwunnerung en Mann in en kalmuden Rock un warme Mūg op den Holtstapel sitten un Lpels pūgen. He reep mit en drang' pipi Stimm dissen un jenen an un frag na er Oln un Verwandte, he kenn Alle genau un wuß bun se to vertelln. Lang' kunn he aber ni snacken, towilen keem der gar keen Ton rut, denn hōlp he sich mit Wisen, mit Schrapmeh un Lpel. Awer wenn he mal host harr, so vertell he wedder los. Darbi weer he jūmmer frūndli un munter, un de he liden much, de müssen wedder kam, de sän Ohm to em, dat weern awer blot junge Lūd. So harr he bald en ganzen Tropp, de keem jeden Abend, wenn se Lid harrn, wenigstens Sūndags.

Dar seet he in Summer merrn mank op en Stohl mit sin Lpelforf oder wenn em de Post recht Ruh leet, baden op den Holtstapel. He sä awer selten vgl, sundern leet se wirthschaften, er knep un Jug utöben oder er Kräfte probeern. Doch all er Hauptsaken warn bi em bercht. Ton Hahnbeer heel de Fōhrer bi em Prov mit en Vessenstael, bi em hungn de Angeln un dat Lamm, wenn mal ton Fischen gung; un bi't Isboßeln smeten se von em ut. Mit gan dē he awer gar ni. Sobald dat in' Summer löli war, gung he rin, un in Winter keem he nich ut de Stub. Dar weert mennimal en Heidenlarm, un de Lūd stunn still, wenn se verbispazeern, dat kunn em ni lich to dull warnn, awer dat Drinken lee he nich un smöken kunn he ni af inne Post un Swingels lee he dōrchut ni inne Börj.”

Wendel, Anton's Börsencamerad, — der beiläufig nicht gut hört, — weiß sich über Anton's Zumuthungen beim Abladen des Heus zu trösten und macht ihn auf die vorübergehende schmucke "Marie von Wörn" aufmerksam.

"Do keem en Mäden in' Linnwullnrock verbi mit en Armtorf, se harr wul watt halt un weer noch nich in't Sünndags-tüg. Awer alles weer to sauber un dröpli (paßlich), un de witte Müh seet er so rund urt Rinn un de roten Backen, dat weer en Lust to seen. Se harr wul as Bese gar ni daran dacht, dat hier en Hus un Minschen weern, se seeg vör sik dal un straf wat an ern witten Platen (Schürze) torecht, as se rasch vörwergan de. Do sä Wendel op eenmal: Das en Leben oppe Oest, ik ga min Dag' ni wedder na Marsch! Do keef se em verfehrt an un war roth bet an den Hals hendal, se seeg binah see (scheu) as en Kind ut de blaun Dgen, un de schüchtern Stimm was gar nich recht bi er sturen Gang, as se blöb Gundag sä und wider gung."

Anton's Alter ist ein Projectenmacher, über den dieser immer lachen oder mit ihm schelten muß, und den er doch so herzlich liebt. Er will durchaus nach Australien auswandern und Anton beräth mit Wendel, ob er ihm nachgeben oder mit gehen soll. Die Unruhe des Alten wird treffend geschildert. "De Ol har narbens lang Ruh bi. Denn koff he en tofam Koh un rēf sik rit an Botter, bit he wis war, dat se fährt weer (daß sie nicht gerindert noch gekalbt hatte); denn en mager Stück Land, broch der Knackenmehl op un sei swedsche Kaffebohne. De muß he tolegt sül'm opdrinken, nich mal Anton hül'p em, obglik he jedes mal snak un vertell, wa schön de Kaffe to drinken gung. Nös lehr he Proppens sniden, wo he in Winter sik alle Fingern bi toschann mak. Twischen in arbei he as en Pferd mit Timmern un weer taag as en Keem un ni umtobringn. Nu wull he Gold graben! En Windsack vun Glaser mit säben, acht grote Jung's, de eben so praln un logen as er Ol, wulln los. Dar keem en Blicdenfläger (Klempner), en rechten Schesterbütel (ein Mensch, der von einem zum andern läuft, — ein Leichtschuh) un en eben so

fuln grotpraligen Slachter, de alle mann schüllli weern, de harrn Böker, wo dat Gold un de Rohm in bi Schepels utmüeten war. De seten tosam bet deep in de Nacht un schregen un rēden, dat de Nawers keen Dg to kregen. Dar smōk Anton sin Ol merrn mant, sit dem blot dofselige (taubkohlige) Zigarrn, de he sülben dreih, de stel he bet halstwegs inn Mund, so dat he man stotwis mal mit sprēken kunn. Morgens fröh rē he denn desto mehr bi de Eg un arger Anton, denn he frag jümmer: Wat, wat? is ni wahr? wat meenst, Anton? Un doch heel he so vël vun em, dat he em ni alleen ganlaten much un ni ut noch in wuß. Ton Glück kunn de Ol sin Hus ni los warrn un verkopen dē he nichtli wat to billi. Anton harr of binah noch Lust, he dach blot, de "glasern Lück" schull erst mit sin französchchen Jungs un de gelehrte Klemptner astrecken. So lang ra' he jümmer af vunn Verkop un ma' sin Ol grotharti, wa vël Hus un Garn weerth weer."

Wieder eine völlig andere und neue Characterzeichnung bietet die Wendels und seines Stiefvaters, der sich mit ihm nicht vertragen konnte, obwohl er sein väterliches Erbe nicht zu entbehren vermochte. Dieser kündigt es ihm nur aus Rücksicht auf die Mutter nicht. Von Wendel heißt es, daß er zuerst das Schlosserhandwerk zu Hause erlernt habe und "en Bas" in seinem Geschäft gewesen sei, — mehr als der Alte, der lieber auf seinem bischen Land herumliefe und dort sich beschäftigte. Wendel mochte aber nicht allein arbeiten. Da ging er von Haus und wurde Rothgießer. Das dauerte auch nicht lang, da lernte er das Schirm- und Wettergläsermachen und war eine Zeitlang bei einem Juden in Friedrichstadt. Auch hatte er inzwischen "geroßkämmert." Nun saß er wieder zu Hause, Gott weiß, was er anfangen wollte. Er sprach nicht davon.

An die lustige Scene vor Geertohms Haus und die eben berührten häuslichen Verhältnisse knüpft sich ein dichterisch schöner Uebergang zum Erwachen der Liebe in unserm Anton. Seine Natur wehrt sich etwas dagegen.

"Anton weer lustiger wēn as gewöhnli, nu war he wedder stiller as sunst, un doch weer em so licht to Sinn, as trock

en Musik vunt süben dær em hin. Man hett dat so mit (unner), wenn man jung is. Dat kummt æwer Gen, as mennimal en Schin æwert Feld, man weet ni, wo he herkummt. So wenn man toerst wedder en grön Saatkoppel süht mank den Schnee, de wegdaut, oder en Lurf singt Gen um Faßlabend unvermoden ævern Kopp: dat is man een Ton un doch steit de ganze Summer mit em op, fogar schöner, as he warrn kann.

De beiden Kamraben gingen stumm bi enanner fort. Man brukt of ni jümmer to snacken und hett doch gut von sik, de Gedanken sünd ni alleen un man kann se los warrn, wenn man will. Anton leet se wannern, se weern all licht un sorglos. He kunn fogar an den Glaser denken ahn Arger un vpl andere Gestalten trocken so verbi, all fründli. Doch as de lezte Namdag væræwer gung, do weer dat blidste Gesicht doch dat vun de Pennmeister sin Maria un wo he of anfang, dar gleben (glitten) de Gedanken jümmer wedder na to, as en Rad in en blank Spor. He muß sik er værstelln, wa se stur un adrett værbi gung, wa dat Rinn er rund ut dat Mügenband keek un en Paar Dgen, blau un fee as vun en Kind, stunn em vær, he kunn se ni los warrn."

Anton beschließt in solcher Stimmung am andern Morgen einsam auf achttägige Arbeit in die Marsch zu gehn. "Arbeit is de beste Wies'pahl vær de Gedanken inne Frömd, de bringt se licht wedder up den gewöhnlichen Weg."

Es folgt eine glänzende Schilderung der Marsch in ihrer Eigenthümlichkeit, die ganz geeignet ist, Anton's wiederstrebende Natur in einsamem Nachsinnen zu festigen.

"Dat is wat eenförmig inne Marsch; fogar dat Gen un Drinken is swar un eenerlei as de Arbeit un de Borrn, wo dat op driift un dröben ward. As Bullmacht Witt mal sin Arnslüd aflöhnt, frag he: Na Rinner's, wa lang sünd jü hier wesen? Do antwor de mulfarri Amlink: Ik weet ni, awer sæbentein mal hebbt wi Mehlbütel eten! un de Bullmacht sä: Denn lett sik dat utrefen, dat giffst sæbentein Dag!"

"Man mutt inne Marsch barn un tagen sin, anners höllt man't ni ut. As de Sünne un Maan so löppt dat Dagward

dar af, so gat of de Gedanken, jümmer densülwigen Weg, darum ward se of hart un fast, un bi Vele deep un klar, dar bruk sik en Gelehrten ni vær to scham'. In Summer kannt prächtigen wesen, wenn all as en Sammt eben is oder vun de Kappsaat as gese Sid, de Himmel unendli un de Seelenruh op Mensch un Vesh. Dat vergitt de Marschmann nich, un mank Busch un Brod un in en Paradies ward em dat eng un bedrückt um't Hart un he frigt dat Marschweh na disse wehmöddige Bracht.

Meent jüm, dar hört vel Klawier un Böker to, hier en Seel apen to maken oder dat Hart to lengn?"

Er erkundigt sich nach dem nahe gelegenen Wörn und nach Maria's dort wohnender Mutter. Nach acht Tagen kommt er heim und geht zu Geertohm. Als er nach Schluß der Börse heim will, wird er von der alten Schwester Geertohms herausgerufen. Die bittet ihn, die schluchzende Maria in seinen Schutz zu nehmen und sogleich nach Wörn zu der plötzlich erkrankten Mutter zu geleiten.

"Do seeg Maria em an: he weer mit er na de anner Welt gan, so beden de Dgen in Angst un Lotrun un se sä lisen: Ik dach, du warst dat don! Anton sä: gern, Marie, ik hol man min Müß rut, un ili gung he rin, sä Sunnacht un he harr noch wat to frigen un gung in Maanschin, dat Mäden anne Sit, langs den Fotstig na de Westerweid herut. — In de lekten Hüs' weern all keen Lichten mehr an un op de lange Reperbahn stunn de Schragens verlaten as Per, de oppe Koppel slapt. As se bi den Scheernsliper sin Rath verbigungn, trod Maria den Doß dichter æwern Kopp un bald bögen se den Fotstig in, de liss na Wörn hendalsföhrt, dat is man kum en Stunn. — Se gungn stumm bi enanner her. Anton weer eerst wat hasti wesen, em klopp dat Hart vær Freid un Angsten, as em dat dærn Kopp leep, dat he mit dat Mäden alleen bi Nacht dært wide Feld gan schull. He war awer glit ruhi to Sinn, as se man en bsten gan weern. He dur æwer de arm Diern an sin Sit, un doch söhl he sik so glückli bi er, he wuß nig to seggn, un ging stumm bi er an. So bald se

awer op den lang' Stig keem, sä Maria mit en hasti Stimm un as feil er de Athen: Wenn se man noch lebb, wenn it er man doch wedder seeg! Do frag Anton, wat er denn feil, un Maria antwor' un snucker: Se hett so vcl leben, dar is dat Enn vun weg, se is ganz tonicht, se is al swack, sit Watter dot is un doch kann se sik ni schon'n. Denn wisch se sik de Dgen un Anton hör', wa se innerli ween un dat ni marken laten wull, bet er na un na de Stimm keem un se dat verwunn. Do tröst he er, dat war noch gut warnn, un frag er neger, wa dat gung, un se vertell em, wul truri, awer doch gelaten, un er ganze Hart war apen vær em."

Wir müssen darauf verzichten, der kleinen Erzählung weiter zu folgen, — wir wären in Versuchung, sie ganz abzuschreiben. So reich und sorgfältig ist die Ausführung. Soviel erhellt schon aus dem Gegebenen, daß sich in dem kleinen Raum die vollste Mannigfaltigkeit frischen Lebens zusammendrängt, das neben örtlicher Charakteristik seine vollste Wahrheit erst durch die Treue der Menschenzeichnung erhält, die im buntesten Gemisch auf solchem Schauplatz ausgeführt ist. Das Detail bietet noch viel Glanzmomente solcher Darstellung und die Abrundung des Ganzen bis dahin, wo Wendel, der unzuverlässige und wankelmüthige, mit der Schwester des aus Elms-horn eingewanderten leichtsinnigen Kaufmann Grewe davon geht, während Anton, der den innigsten Antheil an diesem in ihrer Absonderlichkeit ganz eigenthümlich gezeichneten Mädchen genommen, vor der Neuheit dieser Zustände erstarrt und vom alten Geertohm wie absichtslos zu der fälschlich verläumdeten Marie von Börn zurückgeführt wird, — bietet noch des Interessanten und Hervorragenden die reichste Auswahl, so daß wir dem Leser nur rathe können, die "Vertellen" selbst zur Hand zu nehmen.

Damit wir rücksichtlich des "Detelf" nicht wieder in die Versuchung zu langer Extracte kommen, theilen wir nur eine ganz allerliebste Schilderung aus der Erinnerung einer Kindesseele mit, die von um so größerem Interesse für uns ist, als sie unverkennbare Züge aus dem Leben unseres Dichters

in einer Weise schildert, die das Wachsen des naiven Kindesgemüthes zur Anschauung des Dichters vortrefflich kennzeichnet.

“As he lütt weer, Içv Detels bi sin Grotmoder. Dat weer en ol magere Fru, de jümmer mit den Mund kneep. Sin Grotvader seet bloot achtern Abend. Sin Bader broch em open Sünndag hin. Erst ging he em bi de Hand, nös harr he em oppen Arm. He war ganz möd un ween, as he ankeem. — Sin Bader harr en ruge Mütz op, de schür em anne Back, as he em oppen Arm drog. Nös keem Sünndags wul en Mann, de em Koken broch, de küß em ol, awer de Mann harr keen ruge Mütz, he löv ni, dat dat sin Bader weer.

As he den annern Morgen opwat, ween he banni. Sin Grotmoder gev em Kaffe mit Zucker in, un as se mal rut wæn weer, sä he, da is Hans Kemp, de will di besöken. Do keem en lütten Jung inne Stub, de lach dat ganze Gesicht, he stülter æwern Drüffel (er stolperte über dem Söller) un harr sin Mütz oppe Hand, dar keel he rin. He sä awer nix un keem op Detels to. Awer de Grotmoder sä jümmer los: Nu süße! nu süße! Do pipen lurlüttje Bageln in en Nest, de weern ganz nakelt, de Dgen weern to un de Köpp fulln jümmer um. Se speln den ganzen Dag darmit. — He hett de Jung un de Bageln sin Dag ni vergöten, awer ant Hus dach he ni wedder. — So schöne Bageln gift dat nu gar ni mehr! Dat weer man Schad, des Abends weern se all dot. — He harr en lütten Stohl un en lütten Disch, dar kreeg he ol sin Eten op, awer he war ni eenmal recht satt. Sin Grotmoder seet an den groten Disch, un sin Grotvader derachter. Em düch, se eet banni, dat Kinnung er jümmer op un dal. Wenn he denn sin Teller mit beide Hann inne Höch heel nn sä: Gosche, mehr! so sä se: Kinner- un Kalwer-Mat möt oll Lüð wöten! Sit dem bedurt he noch jümmer de Kalwer.”

Gehen wir endlich auf den kleinen Roman “Trina,” welcher den 2ten Bd. der “Vertellen” ganz in Anspruch nimmt, etwas näher ein, so ist zunächst zu bemerken, daß auch er die Tendenz der bisher besprochenen Werke unseres Dichters ganz theilt. Er ist aber vor allen des jenen Dichtungen reichlich

zugetheilten Lobes würdig, das ihm auch überall von der Kritik gespendet wurde. Bemerkenswerth ist die Besprechung von Dr. H. Stomann in "Leichte Blätter." Kiel, Schwerts'sche Buchhandlung, 1859, welcher hier von Paris aus geistvolle Bemerkungen über diesen Roman niederlegte. — Wir können es uns nicht nehmen lassen, einzelne ganz besonders treffende Züge aus den lebenswarmen Bildern dieser Dichtung hervorzuheben.

Der Roman beginnt mit einer meisterhaften Zeichnung des Vaters unserer Trina, des Jan Niklas Preen in Odberrad, wie er jeden Sonnabend zu Markt nach Seide hinab fuhr mit einem Korb voll Butter und einem Bischen Roggen auf dem Wagen, — nicht weil er es nöthig hatte, nur weil es immer so gewesen war. Er sah munter und freundlich aus seinem kleinen Gesicht, wenn er Morgens längs dem Landweg hineinkam. Er saß tief und bequem hinter seinen dicken Pferden im Wagenstuhl und hielt die Peitsche hoch hinaus. Auf dem Marktplatz hatte er immer dieselbe Stelle inne, da wanderte er bei seinem Wagen auf und nieder, bis er Butter und Roggen verkauft hatte und sah sich die Leute und die Welt so vergnügt und neugierig an, als wenn's das erste Mal wäre. Dann fuhr er selbst nach dem Höker und nach dem Müller, um ein Bischen Waare und seines Mehl mitzunehmen. Da stand er geduldig auf der Diele, steckte die Kaffeebohnen und den Zucker bis auf den Boden von dem leeren Roggensack, holte die Schillinge mit dem Finger aus einem ebenso langen Geldbeutel und setzte sich wieder tief hinter seine dicken Pferde. Der Ladendiener neckte ihn noch mit einigen Käsekrämerwigen ("Blummstöwerwigen,") die sich so ähnlich sehn, wie eine Lüte voll der anderu. Die hörte er noch jedesmal erst vollständig an, als wollte er sie sich auch mitnehmen, in einem kleinen Zuckeltrapp ("Drüppelbraff") ging es dann Nachmittags den Landweg wieder hinaus und von hinten war von Jan Niklas nicht viel zu sehen, als der große Hut und die Peitsche, — am wenigsten aber, daß er Verstand und Vermögen hatte.

Das sind nur Züge äußerer Charakteristik, aber welche Züge! Sie geben den ganzen stillen, bescheidenen und geduldigen

Menschen wieder, der uns in dem Folgenden näher gezeichnet wird. Kann uns ein Bild lebendiger entgegentreten?

Jan Niklas hatte die Bauerstelle vom Vater ererbt, als das Land auf der Geest noch keinen Preis hatte. Holz und Torfmoor waren damals noch das Beste. Sie lagen dicht am Haus. Die Wiesen waren bis Tillingstedt zerstreut. Schon als Junge fuhr er auf einige Tage zur Heuernte dahin. Dort hatte er einen Better. Die Jungen waren in dieser Gegend geübter in "Künst un Undæg," als auf dem platten Lande. "Jan Niklas war gewöhnli værn Gisen (Esel) brukt (genedt), denn he weer man spinkeli wussen un mehr nischiri as näs-wis, gegen den Better sin Söhn, en groten Flæts, kunn he am wenigsten an. So keem he dar meist unnerdær un lehr al do Geduld un Stillschwigen in vullen Maten." Er hielt sich später mehr an "de lütt Möhm Angreten," die viel jünger war, als der Bruder und nicht so unbändig. — Er hätte sie gern schon früh angesprochen. Er durfte es aber vor seiner alten Mutter nicht wagen, die im Hause selbstständig zu schalten gewohnt war und darum wartete er lieber ruhig zu, ließ alles gehn wie sonst und heirathete die kleine Muhme erst nach der Mutter Tode. Das Alles erfahren wir in der Einleitung.

Ihm ward die stille Rücksichtnahme gegen die Mutter gelohnt. Die Preise steigerten sich, er saß noch still in dem Seinen, wo andere verkauft hatten und ward reich, er wußte nicht wie, da er noch Alles beisammen hatte. "He fung süln an, en Stück Heidland mit to bræfen, een Roh na de anner muß mehr inne Vos (Kuhstall), een Fack na't anner muß anne Schön an, de Beerrodenbargen stunn um sin Gewes' as de Thorns um de Walln vun Rendsburg, un mant all den Uwerfloth seet Jan Niclas lütt un fründli twischen, in sin ol Dachhus, mit sin ol Roder." — —

"Menni Jahr is verflaten; jedes Bærjahr bu de Hatbar op dat ol Hus un klapper sin Segen, un Swülk oppe Dsl Nester un sung ęr Bers: "as ik hier lektmals weer, as ik hier lektmals weer, weer dit Fack vull, weer dat Fack vull, — denn dar harr dat nie an fehlt. — Eenmal, al dat eerste

Sahr, harr de Satbar Angreten en lüt Püppen mitbrocht, dat weer en lütt Deern, un se nenn er Trina.”

— — — — —

Nach solcher Einleitung werden die Kinderjahre Trinas übersprungen. Wir finden sie in der Umgebung des Waterhauses, das den Character eines alten Dithmarschen Bauernhauses trägt. Lindenbäume wie ein Ligustrumzaun beschneiden, beschatten die Wohnstube, die fast dunkel ist bei hellstem Sonnenschein. Sie lehnen sich von außen dicht an's Fenster wie eine grüne Gardine und die helle Sonne liegt darunter auf dem Grasshof, daß die ganze Stube grün schimmert. Tief in dem weichen Kissen des Lehnstuhls sitzt Jan Niklas, mit dem messingnen Ofentnopf zwischen den Fingern spielend. — Ruhe war dort und Frieden und Alles paßte zusammen, als wär's zusammen aufgegangen und gewachsen. Wer aber dort zum ersten Mal die Augen öffnete, der merkte gewöhnlich erst, wenn er saß und Jan Niklas "Lütt Trina!" rief, daß noch wer im Zimmer sei. "Lütt Trina lang mal den Taback her!" Man hätte eher eine alte Großmutter vermutet zwischen all dem Alterthum, als solch ein frisches Blut und klein war sie am wenigsten zu nennen, wenn sie das Nähzeug wegschob, weich und geschmeidig aus ihrer Ecke heraustram, ohne einen Blick Taback und Kalkpfeife hinstellte, Kohlen in einem messingnen Feuerfaß holte und höflich sagte: "Willkommen, bedeen Se Sied!" Am Sprechen hörte man, daß sie noch jung sein mußte; so vollkommen war ihre Gestalt, nur der Kopf schien etwas zurückgeblieben zu sein. Das war ganz Jan Niklas sein Gesicht, fast ein bißchen klein für das dicke Haar. Ehrenfest ging sie gleich wieder an ihre Arbeit, nur das Knistern und Klauschen, was sich so stillfleißig und friedsam ausnimmt, ließ hören, daß sie noch da war und wenn mal im Gespräch etwas Besonderes vorkam, so hörte auch das auf und ein Paar glänzende Augen sahen ruhig und klug aus der ruhigen Ecke.

— — — — —

Wulpert, ein junger Zimmermeister, baut für den jüngsten Bauern des Orts (Grimm), der sich von Angeln eingefreit

und die Baulust mitgebracht hat. Er verkehrt viel bei Jan Niklas. Wenn der von seinem Geschäft erzählt, baut Trina in Gedanken Scheunen und Häuser mit, nach ihrem eigenen "Gu un Pläseer. Se dach sik dabi ut, wa in son Hus to wahn' un lchen weer, as de Meister nu jüs ut enanner sett, Dörnsch un Kamer dcn sich fcr er op, se gung un verkehr darin, as stunnt unner Dach un Fack, seeg ut de Finstern æwer de Gegend, seeg de Lüð, de der keemn un gingn, un er Gedanken spßn wit umhcr. Wenn de ernsthafte junge Mann denn Krit un Matztock ute Tasch lang, op den brun Disch Lassen un Romguß torüch schov un ut de Hand mit wenige grave Ströken Grund- un Dyrif hinteek, so keem se ol herbi, keek æwer Vader sin Schuller mit verständige Dgen to, un Kopp un Gedanken harrn noch lang to don, wenn de Meister al op den Weg na de Heid uten Sicht weer."

Peter Stamp, des Schmied Sohn von Ddberad, — einst Trinas Spielkamerad, — kommt eines Morgens mit Jan Niklas, der ihn auf dem Felde getroffen, nach langer Abwesenheit wieder in's Haus. Er wird wieder erkannt und herzlich empfangen, dann aber mit Fragen und Erzählungen bestürmt. Angreten hätte gerne gekußt, wie es ihm gegangen und was er betreibe, ob seine Mutter noch lebe und ob es der Schwester gut ginge. Aber sie wartet selten die Antwort ab, so fragte sie schon etwas Anderes und Trina war auch rebfeliger als sonst, "so dat de Snaek umleep as en düfi Mantküken um de Melkbütt. Trina wull weten, ob he noch wedder na Ddberad finn kunt harr, ob he er Hoffstell, ob he noch Als wedder kenn, ob he er glik wedder kennt harr. — He harr er seggn kunnt, dat se opblöht weer vun en Paten (Sehling) to en Ros', de jüs ut den Knuppen brickt. Blöð weer he ol nich, sä æwer doch blot, se weer banni wüssen un grot warn, awer er Gesicht weer doch grad so as dotomalen, do he er toerst bi de Hand mit na Schol brocht harr. Se weer domals jüs Fahr wcn un en ganz lütt fin Ding as en Hühnerküf, awer grote Dgen harr se hatt, un domals unnern Arm en grote Tafel. Uennerwegs harrn se

op den lang Stig gele Hunnblom plücht, denn dat weer in Fröhhjahr, ut de Stengeln en Röd matt, de Trina umtreg un ut de Blöm en Kranz umn Kopp. So marscheern se na dat eensame Scholhus, Perzepter stunn mit de Pip vör Dör, to sünnbacken (sich zu sonnen), den kenn Trina ganz gut vun ęr Vader her, wenn he em besöch, un de Zeitung mit nehm un weer gar nich bang. So vęl Rinner, as hier Tid un Pferd spēln deen, of Raasball, Hinkerputt (verschiedene Kinderballspiele) un Producten, harr se awer noch ni eenmal seen. Se weern of all ut Saghüttel, Bunsöh un Offenbüttel hęrkamn un keemn nu all um ęr herum un gingn mit se herin. Awer binn weer dat slapri un rük wunnerli un wat Perzepter sä, dat knarr so, un Peter muß anne Tabelln. Do fung se an to ween mit ęrn schön Kranz oppen Kopp, un as Perzepter ęr frag, do sä se: Ik mag ni alleen węn. Dat vertell de junge Mann mit de nüdblichsten Gebeern, dat dat vör all dree en Freid weer, un Jan Niklas rev vör Freid sin Abendknop." — — "Son jung Mädensseel is schüchtern un nischieri as en Nachtigal: wa geern süht se de Welt, awer jo verstęken un jo nich to lut! Wi wull Fremds kunn se lurn as oppen Geheemniß, de Klang von de Stimm, de Dgen, de Mien weern ęr wichtiger as de Wör; dar pröv un prüf se ęr Seel daran. Vör son Gemöth is en Minsch as en Bok, wat man Blatt vör Blatt dęrgruwelt un innerli in sik verthęrt, keen Wunner, dat vör se en Wort, en Spruch wedder lebendi ward as en Minsch, de to se ręd. Wenn se man ut Finster awer de Gegend seeg, so sproken Busch un Böm to ęr vernehmli, dat ging der umher un dör ęr hin, as de Athen ut en Blomhof. Man süht dar vun de Hüchden awer ganz Norddittmarschen as awer en Teller, dat Moor to vörn, de Dörper verstreit, lang hin stretcht sik de Heider Bomalleen vör de roden Hüf un wit achter de Marsch blenkert vun Wesselnburn bet Möldorp as en sülwern Stręmel verlockend de See. Wat ver Gedanken harrn dar nich Plaz.

— — — — —
 Trina ist mit Jan Niklas zum Richtschaus des Grimm-

schen Hauses gegangen. "Jan Niklas weer al fröh weggahn, Peter Stamp sä er bi en Danz, dat he er to Hus bringn schull, un vergnögt gung se weg, as alle sit verstrein un de Wagens mit Gefang dervon fahrn. — Do awer war Peter, as kreeg he en Schur, dat he er erst drill un kneep, he weer of wul dun, denn fat he er um un küß er op Mund un Hals, dat se sticken schull, un as se böß war un sit losreet, blev he stan, sä op eenmal wat dumm Tüs un leep in vullen Drav den Weg nat Moor hendal. Do leep se rein in Angsten to Hus. — Wa weer se verdreetli! Se kunn sit gar ni besinn un scham sit vær sit süßn. Denn seet se nadenkli in er Kamer un doch verwunnert hin un her. Se harr sit so freit, as Peter Stamp vær enige Wefen kam weer, se harr sit freit, dat de Summer keem, de Köh vun Stall, dat Hus grot un apen; dar weer so vel Nie's kam, wat dat Leben frisch un lebenni maken kunn, un doch weer wat ganz anners warn as se doch, weer wat ni recht, dat föhl se deep innerli. De Maan ging int Westen ünner un leet en lange Glem (einen schmalen Lichtstreifen) awer Moor un Marsch bet anne See hendal. Dat weer still un dot, un doch hör se en Ton, as wenn dat Haf brus, wat man mitünner bet oppe Höchden hin hört: wull wuß, wanehr de Wind keem un woher? dat steit ja al inne Bibel. Er weer binah, as kunn de of awer er tofrehden Seel treden, se wuß ni wasüß, se much wat wünschen, un hap, dat dat ni so keem, er weer wunnerli to Mod, er Hart klopp gegen de Finsterpost. — Do seeg se in Garn en Mann, de in den gelen Schin trę. He seeg sit um, schullt en Deef węn? He keem na't Hus lang, gegen er Finster blev he stan un læhn sit an en Bom. Dat weer Peter Stamp. — Se föhl dat as den Storm, de der kam wil, se slog schüchtern in er Bett un trock de Dęl bet awern Kopp. Noch hör se ant Finster kloppen un mehrmals Trina ropen. Dat weer, as wenn en Blijh dęr er Seel gung. Doch ruhi war dat buten, de Nacht weer düster, er Hart war still un lang sleep se bet an den Morgen."

Diese Bilder aus dem Gefüge des Ganzen mögen genügen, dem Leser unsere Trina näher zu führen. Alle Züge ihrer Zeichnung sind eben deshalb nicht hieher zu setzen, weil sie das Büchlein von Anfang bis zu Ende durchziehen. Wahr ist, was ein geistreicher Recensent über unsere Trina sagt, sie sei in der Erzählung überall fühlbar gegenwärtig, auch da, wo nicht von ihr die Rede sei. Das kommt, in Klaus Groths Roman ist nichts willkürlich, — jede Person ist der Hauptperson, ihrer Zeichnung, der Schilderung ihrer Führungen wegen da. Alles steht in Beziehung und vermittelt die Einheit des Ganzen. Und eben so naheliegend und wahr ist die fernere Bemerkung desselben Kritikers, daß Klaus Groth es nicht allein verstehe, die im Vordergrund der Handlung stehenden Personen vortrefflich zu zeichnen, auch die Nebenpersonen wisse er, — freilich mit Ausnahme des "ollen Tpd," der merkwürdigerweise sehr vernachlässigt sei und wie ein Schatten zwischen lebensvollen Gestalten umherwandle, — mit wenigen Pinselstrichen lebendig vor Augen zu stellen. Das haben wir schon zu Anfang unserer Darstellung über den Roman Trina gesehen, da von Jan Niklas die Rede war.

Wir übergehen die ausführlicher behandelten Frauencharactere der muntern und lebenslustigen Mathilde und der spät noch liebebeglückten Witen Tpd und versuchen nur, das fast tragische Geschick des von ihrem Geliebten betrogenen "Düvelen" und ihrer ganzen Familie anzudeuten. Es ist das eine ergreifende Schilderung, die in ihrer skizzenhaften Behandlung der Anziehungspunkte so manche hat. Die specielle Ausföhrung der einschlagenden Verhältnisse läßt eine Tiefe der Auffassung zu, wie sie im Bereich so erschütternder Tragik im Plattdeutschen noch bis heute nicht weiter versucht ist.

Nach Möldorf hatte nämlich Trina zu Bekannten geschickt werden müssen, um den Anträgen eines Brenners zu entgehen, der mit Grimm und mit Jan Niklas in Geschäften stand, die selbst für des Letzteren Vermögensverhältnisse fürchten ließen. Sie sollte dort die Nähsschule besuchen, denn sie hatte gegen

den Vater rund heraus erklärt, sie möge den Bewerber nicht. "De Mann weer er grössi. Er düch, de war of Minschenjeeln in sin Brennketel distelleern, wenn der blot Spirit un Geld rut to kriegen weer. Wenn he so in Hus un Schön rum-snüffel, as ging he tageern un dært Döörp na den Buplag slenker, de groten Hann op den Rugg tosamhalt as twee Stigenharken, as hör he vullständi to't Döörp un he wanner na sin Urstet: so kunn er en Hut æwerloopen." In Möldorf schloß sie sich vor Allen an "Düvelen" an, die Tochter der Freeschen Familie. "Dat weer en schmuck grot weekli Kind mit sanfte Dgen. Wenn se se opflog, weert jümmer, as war er dat sur, de Stimm klung of so. Se weer æwrigens enn vullwuffen Mäden, wul en Jahr öller as Trina un frisch un gesund, en prächti fein Noth schimmer er dær de Baden un se weer wittli um den Mund as en Liljenblatt. Se seet bi Trina, as wull se sik an er læhn, Trina söhl den warm Athen an de Back, wenn se so to er sprok. Trina dach an en witte Dub, wenn se bi er seet. De hal er al den annern drütten Morgen bi Mutter Mætische af, ahn to fragen, woher un wa süc (wie denn) un ob er dat recht weer. Se leem mir nig dir nig un söch Trina mit de Dubenogen inne Stub un piep mit ern depen Athen vær Freid, as harr se er Jung funn. Trina full er umn Hals un küß ern weken Mund. Darmit weert gut. — Als wenn Rams towilen wat bedüden schulln, so heet se Düvelen, en Nam, de früher nich selten weer un er Broder nöm er oft sin Dub. So sä of Trina gern."

Unheimlich war das alte Haus, in welchem ihre Eltern wohnten. Viel zu weitläufig für ihren Betrieb. Ein Paar Kühe und Grasvieh und ein Bißchen Kornbau machte die ganze Wirthschaft aus. Die Diele glich einer Kirche, unendlich hoch und mit einer gewaltigen Thür. Da lag an der einen Seite eine kleine Stube, in welcher die Alten für sich allein kramten, an der andern hatte der Bruder ein ähnliches Gelag und ganz nach hinten bewohnte Düvelen eine Kammer, rein so dicht und warm und häglich als ein Nest. Es war in dem großen Hause wie in einem Kloster, es wohnte jeder für sich

und hätte leben und sterben können, ohne daß die Andern einen Wink davon bekommen hätten und beinahe so lebten sie auch. "De Dl gung jümmer mit en hogen Hot op, ot inne Stuv. He schin sit um nig to bekümmern as um sin Spazeerweg dägli na't Land. Man sä, da beseeg he Summers sin Dffen, sprok mit keen Minsch, awer he hung sin Hot open Dorpahl un rē mit den as mit en Slachter: Wat wult du geben? Wa vpl is di de blaue weerth?" — Der Bruder war ein bißchen lahm, war eine Art Musiker, Schreiber und was er nicht Alles betrieb. Um's Hauswesen bekümmerte er sich "ebensowenig," so drückt sich der Dichter lakonisch genug aus. Uebrigens war da kein Mangel bei ihnen, "an Halen un Saken weer de Uwerfloth dar, Rist un Kasten ut grot Ekenholt stunn' oppe Dfl." — Mit dem Bruder saßen sie viel zusammen, der ihnen auf dem Klavier vorspielen mußte. Abends zur bestimmten Stunde aber ließ er sich nicht halten und Dübeken vertraute Trina, daß er eine Braut habe, zu der er jeden Abend gehe. Es würde freilich nie etwas daraus werden, setzte die Schwester mit seligem Gesicht hinzu, aber es machte ihn ja nun doch einmal so glücklich. Wer wollte an die Zukunft denken? Davon wisse man ja doch nichts. "Dch, dat weer schön, wenn man Gen recht leef harr, sachel se un mak Trina binah dot mit Rüssen." Trina fragt an, warum denn nichts daraus werden könne. Sie sagt, es sei einmal so, man müsse nicht darüber grübeln, wozu hülfе das? Alles daure nicht lange in der Welt. "Heute noch auf stolzen Rossen — — —" sung se as sübn mit en torzten Post, greep en paar Tön darto opt Klavier un de dicken Thran lepen er awer de Backen. Se wisch sit se af, kreeg Trina bi de Hand un sä: "kumm, min Broder hett schöne Leder, de wüllt wi lesen." — Durcheinander liegt Alles im Hause. Selbst bei Dübeken siehts mitunter wunderbar genug aus. Das Nachtzeug, das Trina bei sich schon frühmorgens wegsteckte, lag hier überm Bett, aber weiß und rein war doch Alles. — Beim Bruder lagen Noten, Lieder und Gedichte zu Bergen, die er selbst alle zierlich geschrieben hatte. Der Bruder las oder sagte ihnen Gedichte her, besonders "grēffige Stücken" — als z. B. Lenore und sie grauten sich

im Zwiellicht. Auch des Dichters unheimlich Geschick ward in den Kreis der Unterhaltung gezogen. — Dübekens Familie war aus Friesland gekommen. Ihre Voreltern hatten bei Husum in der Westermarsch einen großen Besitz gehabt. Ein unheilvolles Geschick hatte auf der Familie gelastet, als müßte alles mißrathen, verderben und verkümmern, was sie anfaßten. Dübeken sprach sonderbar davon, als suche das Unglück sie als einen Feind auf oder als hätte der liebe Gott sie vergessen. Ihr Vater habe es deshalb gehen lassen, wie es ginge. Sie sprach, als müsse Alles zu Grunde gehn, als ginge Alles zu Ende. Das klang wie ein Klagegesang, wenn sie auf das Kapitel kam und sie sprach dann von dem ganzen Freesschen Stamm als von einem schönen Baum, der welk werde und hinsterbe.

So wird uns Dübeken und ihre Familie geschildert. Wir sehen alle Mitglieder derselben vor uns, ihre Art zu handeln und zu verkehren, ihr eigenthümliches Wesen, — alles in mißlichen Symptomen. Der Dichter läßt das selbst reden, — er verschweigt, was er sagen möchte. Doch daß die Lebensanschauungen des reizend leichtsinnigen Dübekens nicht die einzig berechtigten sind, das merken wir bald und um einen zutreffenden Standpunkt des Urtheils zu gewinnen, hören wir von Mutter Mēth, daß sie es gar nicht gern sah, wenn Trina zu viel im Hause der Freesschen Familie verkehrte. “Se harr wat gegen den Broder, vellicht blot wil he sebentein Handwerken un achtein Unglücken harr, as se sik utbrüct”, er egen Sahn weer dagegen as en Wagenperd likto int Spor blēben un harr sin Kram opt Dröge brocht. Nun Dübeken sprok se alles Gude, bedur er awer meistens, dat gung son tragen Gang in dat Hus, man lehr blot de Hann inn Schot leggn un na'n Heben fikē, as schull dat Glück dar run sülbē rut kam un keem denn nig, so heel man dat för dat Unglück. De Diern weer sunst gut, se weer lenksam un weckharti. Mutter Mēth dü mitünner darop hin, dat se en trurige Leeffschopp hatt harr, de ni ton Glück harr föhren kunnt, dat schin, as wenn dat nu to Enn weer, de junge Mann weer fort. Dat muß en

Art grot Creatur wgen hebbn, de nich vör uns paßt, un son arm Seel blot weel maht. Vör vpl utsnaten weer Mutter Mēth ni."

Dieses schöne und wehmüthig heitere Dübeken, dies Falterleben einer unglücklichen Mädchenseele, — endete mit Selbstmord. Trina, die im letzten Hause des Dorfes, wo sie oft mit Dübeken verkehrte, Abschied nehmen will, sieht schon in der Ferne, wie ein Gegenstand unter Zulauf von Menschen in's Haus getragen wird, und die Kinder, die Dübeken noch so eben mit Naschwerk beschenkt hatte, stürzen aus dem Hause und berichten ihr und uns in einfach kindlicher und ergreifender Weise, was sie gesehen, — daß dem Wasser entrissene schöne und leblose Dübeken. Trina sinkt. Ihr graut, es ist ihr, als könne Unglück und Leichtsinne, dem sie so nahe getreten, auch über sie kommen. In dieser tiefen Noth erfaßt sie des zuverlässigen Wulpert rettender Arm mit sicherem Erfolg. Er fährt vor, sie zurückzubringen nach Odberad, — sie findet ihn, um ihn nicht wieder zu lassen, unter dessen ordnender Hand sich auch alle äußern Conflict der Heimath fügen.

Dem brauchen wir nichts hinzuzufügen, — obwohl, was wir mittheilen, arm ist gegen die reiche Detailzeichnung des Originals. Es trägt das tiefe Gepräge psychologischer Wahrheit, unter welcher sich, wie im Leben, göttliche Fügungen gestalten. Der Roman ist unbestreitbar dem Besten ebenbürtig, was die deutsche Zunge in diesem Genre aufzuweisen hat und übertrifft bei weitem die vielgepriesenen Dorfgeschichten, die ungeschicklich genug fremde Bildung und Sitte in ländlichen Kreisen heimisch zu machen gedachten. Wenn sich nun auch durch Reuters Verdienst die plattdeutsche Sprache in der Schrift wieder allgemeinere Bahn bricht, so wird damit auch noch den "Vertellen" Klaus Groths, so hoffen wir, allmählig ein erweiterter Leserkreis gewonnen werden.

Die erste ehrende Aufmerksamkeit ward unserm Dichter durch G. G. Gerbinus, der seine Dichtungen "eine Oase in der Wüste der Gegenwart" nannte. Dann sprach der alte

Arndt sich in der Cölnner Zeitung über ihn aus, der ihn in seiner emphatischen Weise als "einen größten dramatischen Dichter" bezeichnete. Humboldt schrieb nach der Lectüre des Quickborn in tiefer Nacht 2 Uhr an ihn:

"Ich verstehe, was ich lese, denn ich habe nicht umsonst, als ich auf der Handelsschule bei Busch in Hamburg war, im Hause von Matthias Claudius mühselig Schwedisch und Dänisch gelernt. Damals wurde mir gleich Ihre Mundart lieb."

Humboldt wußte dem Dichter in zartester Weise ein Ehrengeldgeschenk Friedrich Wilhelm IV. zu vermitteln. Auch die bessere, die gelehrte Kritik, sprach sich in günstigster Weise für Klaus Groth aus u. U. Schöll, Freitag, Müllenhoff, R. Pruz, Prof. Curtius (der Grieche), Hebbel, Prof. Emil Kuh in Wien, der Kopenhagener Gelehrte Rosenberg, neuerdings Max Müller, Prof. in Oxford in Mac Millan's Magazine, der einige der Schleswig-Holstein-Lieder in's Englische übertrug, während Reinhardt nach der oben angeführten kleinen Schrift Slomans verschiedene Lieder des Quickborn außerordentlich geschickt ins Französische übertrug.

Der angezogene Aufsatz von C. Rosenberg in Danst Maanedsskrift. Anden Rokke. Aargang 1859, ist so außerordentlich gründlich und lehrreich und wieder in seinen politischen Gesichtspunkten nichtsdestoweniger so voller nationaler Täuschungen, daß wir einige bezeichnende Stellen hier ausziehen, die gleichzeitig unsere Darstellung zu ergänzen geeignet sind. Die zu Anfang des Aufsatzes in einer Note aus der Schrift: "Männer der Zeit" entlehnten Lebensnachrichten über Klaus Groth sind so mangelhaft, daß wir sie in Rücksicht unserer obigen Mittheilungen füglich übergehen können.

— — — — —

"Gegen den Schluß des vorigen Jahrhunderts versuchten verschiedene Verfasser, sicherlich unter dem Einflusse der Ideen des Zeitalters von der Gleichheit aller Menschen, für den gemeinen Mann in seiner eignen Sprache zu schreiben. Unter diesen steht Boß, der Uebersetzer Homers, zu oberst. Aber er

sowohl wie die übrigen plattdeutschen Dichter glaubten zu dem Standpunkte der Menge hinabsteigen zu müssen, anstatt sie auf den ihrigen zu erheben und ihre Schöpfungen wurden in der Regel zu Spottgedichten über die Einfalt des Bauern, die stets zum Gegenstand komischer Anekdoten ohne großen Witz gemacht ward, sammt einer krassen Wiedergabe eben des Profaischen und Rothen im Wesen des gemeinen Mannes. Solche Lectüre war dem Bauern geringer Ersatz für die Entbehrung der hochdeutschen Litteratur, — denn diese ist und war ihm fremd, wenn nicht unzugänglich, — nirgends fand er ein ideales Bild seines eignen Lebens, den Ausdruck des Tüchtigen und Edlen, welches sich in seiner eignen Brust regte."

Der Verfasser spricht dann von den Emancipationsversuchen flämischen Dialects, welcher dem Hollsteinisch-Plattdeutschen so nahe kommt, daß die Flamländer in Klaus Groths Gedichten ihre "dierbare Moderspråk" wiedererkannt haben und erwähnt dann der plattdeutschen Sprachbewegung in Deutschland, deren Tragweite er zunächst an den Werken Klaus Groths zu messen im Begriff steht. Dabei giebt er folgende Bemerkung:

"Für uns Dänen hat es ein besonderes Interesse, daß eine solche Nationalbestrebung, die gegen das Hochdeutsche gerichtet ist (— darin liegt der Hauptirrtum dieser Deduction), gerade von dem deutschen Lande ausgegangen ist, mit welchem wir, — wie auch die staatsrechtlichen und völkerrechtlichen Verhältnisse geordnet werden mögen, — stets in naher Berührung stehen werden. Hat auch die Unterjochung des Plattdeutschen durch das Hochdeutsche einer Zeit vielleicht das Dänenthum in Südjütland vom Untergang gerettet, weil das Hochdeutsche demselben mehr fremd war, als das Plattdeutsche, so ist es doch nur im Streit mit dem Hochdeutschen das Banner und Mittel, daß nationale Eroberungslust daran arbeitet, uns das ganze oder halbe Schleswig zu entreißen. Das Dänische und Plattdeutsche sind nun Allirte und es würde gewiß ebenso politisch richtig wie human von der Dänischen Regierung sein, sich der plattdeutschen Sprachbestrebung anzunehmen. Aber außerdem enthalten R. Groths Poesieen ein starkes Zeugniß von der

geistigen Kraft des Holsteinischen gemeinen Mannes, in welchem ein ernster Wink enthalten ist, daß es eben so wenig angeht, eine Staatsverfassung aufrecht erhalten zu wollen, die Holsteins Volk unter die Herrschaft einer Dänischen Majorität bringt, wie es geduldet werden kann, daß eine übermüthige Holsteinische Partei, vom Deutschen Bunde unterstützt, sich zum Herrn in Dänemark macht. Endlich deutet Vieles in R. Groths Poesieen auf eine Stimmung beim Kerne des Holsteinischen Volkes, welche doch vielleicht einer wirklich constitutionellen Unionsverfassung zwischen Dänemark und Holstein eine dauernde Stütze bei jenem Volk verschaffen könnte, welche die Selbstständigkeit der Holsteiner sicherte, wenngleich sie zur selben Zeit, was natürlich von Dänischer Seite gefordert werden mußte, dem Einflusse des Bundes im Norden der Eider und dem Deutschen Unwesen in Südjütland einen Schlagbaum vorsetzte."

— — — — —

“Es ist ein sehr ungewöhnlich naher Zusammenhang zwischen Klaus Groths Poesie und dem Wesen des Volks, dessen Sprache er benützt. Gilt es von jedem Dichter, auch dem subjectiven, der hauptsächlich nur ausspricht, was er in seinem eignen Innern erlebt hat, daß er in einem Naturverhältniß zu seinem Volke steht, gleich dem des Baumes zur Erde, aus welchem er Nahrung zieht und welches er beschattet, dann gilt dies wieder in besonderm Grade von dem objectiven Dichter, welcher vornehmlich von derjenigen Welt inspirirt wird, die ihn umgiebt, und dessen Zweck es ist, dem Ideale, welches er hier vorfindet, den meist naturgetreuen Ausdruck und die naturwahrste Gestalt zu geben. Aber am allermeisten muß das von einem Dichter gelten, der wie R. Groth seinen Stoff im Leben eben desselben Volkes gesucht hat, zu welchem er gehört und der zum Ausdrucksmedium dieses Volkes eigenthümliche Sprache wählt. Die Sprache ist der Geist des Volkes. Indem unser Dichter die Absicht erfaßte, plattdeutsch zu dichten, mußte die Macht dieses Volksgeistes unwiderstehlich ihn dazu leiten, mit Bekämpfung und Beherrschung von Gefühlen und Stimmungen, die ihm mehr individuell waren und mehr mit seiner persön-

lichen, natürlicher Weise wesentlich hochdeutschen Geistesentwicklung zusammen hängen, also dazu, mit Ausschluß aller allein subjectiven Ergießungen, für welche Hochdeutsch das natürliche Ausdrucksmedium war, so treu und wahrheitsliebend wie möglich, eben das wiederzugeben, was sich im Herzen und Sinne desjenigen Volkes regte, für welches die benutzte Sprache Muttersprache war. Insoweit er selbst durch Jugenderinnerungen und Sympathieen des reiferen Alters diesen Menschen angehörte, konnte er wohl zugleich dazu kommen, eigne Stimmungen und Gefühle auszusprechen, ebenso wie er bei der Wahl dessen, was er aus dem Volksleben hervorziehen wollte, und dem Geiste, in welchem er dieses auffassen wollte, von seiner eignen sittlichen und religiösen Lebensanschauung geleitet werden mußte; aber die neue Poesie, die er in's Leben rief, mußte doch objectiv werden, mußte im eigentlichsten Sinne des Wortes volksthümlich werden, indem er sich zum bewußten Organe für den geistigen Lebensinhalt des Volkes machte. Daß dieses hier wirklich das Verhältniß zwischen Dichter und Volk gewesen, daß er, mit Bewußtsein seines Zieles und mit Anstrengung, unbekommene Stimmungen entfernt zu halten, sich gleichsam den richtigen Ausdruck erkämpft hat für das Ideale, welches er in seiner Phantasie sich in den Herzen seiner Landsleute bewegen sah, davon zeugen seine eignen Aeußerungen in seinen Briefen und in den Vorreden zu seinen Gedichten; davon zeugen besonders auf eine sehr merkwürdige Weise seine im Jahr 1854 unter dem Titel: "Hundert Blätter, Paralipomena zu Quidbörn" erschienenen hochdeutschen Gedichte. Diese verrathen nämlich einen sowohl weniger originalen, als mehr subjectiven Dichter, als seine plattdeutschen Arbeiten. Er hat in ihnen ausgesagt, was in seiner individuellen Natur nicht vollständig mit jenem Geiste des Volkes übereinstimmte, dem er gehorchen mußte, wenn er die Sprache desselben benutzte. R. Groth ist denn in dem besonderen Falle, dasjenige mit Bewußtsein gethan zu haben, was die Dichter, durch welche so zu sagen jede Nationalität in ihrer Kindheit die Sprache empfing, zu andern Zeiten naiv thaten. Aber daß

er die darin liegende große Schwierigkeit überwunden hat, ist ein Beweis dafür, daß er ein ganz ungewöhnlich begabter Geist ist. Es heißt an einer Stelle im Quidborn:

“De Bur het ol sin egen lütje Welt,
Un wer se sehn will, de mutt Ogen hebbn.”

Niemand, der sich mit Klaus Groth vertraut gemacht hat, kann daran zweifeln, daß er eben Augen hat, diese kleine Welt zu sehen, daß es nicht ein willkürlich erfundener Kreis von Menschen und Vorstellungen ist, in welchen er den Leser einführt, sondern daß er etwas darstellt, von dem das Entsprechende sich in der Wirklichkeit vorfindet, daß er in Wahrheit aus dem frischen Quell geschöpft hat, welcher dort rinnt, wo die Civilisation nicht hat austrocknend oder verhärtend einwirken können. Er hat deshalb seine erste Gedichtsammlung, die in Deutschland so großes Aufsehen erweckte, “Quidborn” genannt, ein plattdeutsches Wort, welches einen rinnenden Quell bedeutet. Er hat dieses um so viel besser thun können, als die Sprache in mehreren Jahrhunderten nicht literarisch benützt worden ist. Er hat auch in dieser Hinsicht aus dem reinen ungetrübten Quell schöpfen können, indem keine literarische Convenienz mit zuvor gebildeten Regeln für das, was poetischer oder nicht poetischer Ausdruck sei, ihn daran verhindern konnte, durchaus frei die meist bezeichnenden Ausdrücke, Worte und Wendungen der Volkssprache zu wählen, eben wie sie dem lebendiger Gedanken entsprachen, welchen er ausgesprochen haben wollte. Das innigste Gefühl, die verschiedenartigsten Stimmungen, die Ahnung des Höchsten, von Gott und dem Weltall, haben deshalb den einfachsten, natürlichsten und doch, — oder vielmehr gerade darum, den würdigsten Ausdruck empfangen können. Während eine entwickelte Litteratur einige Wörter als pathetische stempelt, liegt bei ihm alles Pathos im Gedanken selbst, ein Vorzug, der sonst nur die Dichter des Alterthums auszeichnet, und es liegt über aller seiner Poesie ein Morgenroth der Ursprünglichkeit, in welchem der Leser sich gleichsam verjüngt und mit neuer und frischerer Lebenskraft bereichert fühlen muß.

Alles was hier im Allgemeinen bemerkt ist, werden die im folgenden angeführten Stellen gelegentlich bezeugen." — — —
 "In der Fortsetzung der obigen Verse heißt es:

"Un is se (de Welt) nich so lut as fröherhin.
 So til he um so drifter, nipper to
 Un hett he denn en Hart vær se in Liv,
 So ward se finn', de Welt is noch so vull,
 So selig un so heimisch un so bunt,
 As uns de besten Schriften man vertellt."

Hierin ist gerade der poetische Totaleindruck bezeichnet, den sowohl "Quickborn" als "Vertelln" machen: eine Welt voll von reichem, aber, von außen her gesehen, stillem Leben, lebensfroh, bunt und vor allem heimelnd und ansprechend in ihrer gesunden Ruhe, ein Volk mit Arbeitskraft, finstig und nachdrucksvoll in Handlung und Rede, im Ganzen glücklich im Gefühle eines soliden Wohlstandes, nicht erfüllt von wilden, aristokratischen Leidenschaften oder vielen hochfliegenden Gedanken, aber doch treulich die Erinnerungen an die Freiheit der Ahnen und die ehrenvollen Kämpfe für die Freiheit bewahrend, selbst noch im Besitze eines Theils von demselben Sinne, der einst im Kriegsrufe: "Wahr di, Garr, de Buer kummt!" erscholl und eben so wie damals in wunderbarem Grade sich fern haltend und mehr oder weniger gleichgültig gegen die übrige Welt, ein kräftiges und verbes, mit einem nicht geringem Fond von Laune begabtes Volk, in dessen Herzen sich trotz alledem eine tiefe, stille Wehmuth regt, welche allen Zweigen des deutschen und nordischen Volksstammes eigenthümlich zu sein scheint und wodurch das Wesen desselben der freundlich fruchtbaren, aber bescheidenen Naturschönheit des Landes entspricht, welche jedoch durch die Nähe des Meeres ihr eigenthümlich Großartiges und Erhebendes erhält." — — — —

"Man muß nun sagen, daß R. Groth ein Meister in der Characterschilderung ist. Mit wenigen, kräftigen Strichen kann er eine Figur malen, so daß sie lebhaftig vor Einem steht, und auf der andern Seite, wo es tieferen Seelen-

inhalt zu entfalten gilt, kann er ohne Analyse, nur durch den Gang der Erzählung und durch die eigenen Worte der Betreffenden nach und nach das innerste Wesen des Menschen mit steigender Fülle und Klarheit sich offenbaren lassen, gerade so wie es stets in der Wirklichkeit geschieht. In Betreff des Letzteren ist die Erzählung "Trina" ein kleines Meisterwerk. In der Hauptperson hat er das schöne Bild natürlichen Liebreizes und kindlicher Unschuld dargestellt, welches tiefen Sinn und Verstand in einem still-muntern Wesen birgt, und er hat sowohl diesen Character mit andern verschiedengearteten, namentlich der kleinen lustigen, aber unbedeutenden Mathilde, der überspannten unglücklichen Düwefe, der bieder-verständigen Wite und endlich Mutter Meph mit der Ueberlegenheit des Alters, Verstandes und der Herzlichkeit zu contrastiren gewußt, daß man mitten unter diesen Menschen gelebt zu haben glaubt und in ihnen volkstümliche Typen zu sehen gezwungen wird. Denn das allgemein Weibliche in ihnen hat ein so bestimmtes Gepräge der Natur des Volkes und Landes, daß man es sich gar nicht möglich denken kann, ihres Gleichen anderwärts zu finden." — — — "Um die mehr idealen Gestalten herum bewegen sich in bunter Mannigfaltigkeit die barocksten und doch naturwahren Personagen, sowie der Bettler in "Trina," der stets die zehn Gebote herplappert, — wer kennt nicht derartige Herumtreiber auf dem Lande, — der versoffene Hans Schander, der alte David in "Peter Kunrad," der allerlei Dinge studirt, u. A. Alterthümer, und 14 Tage lang in den Gräben an der Landstraße nach den Ruinen des Schlosses Lielenburg gräbt, welches die Dithmarscher in alten Zeiten zerstörten, "de ole Koptein" in "Detelf" mit seinem Bramarbaswesen, die Bewohner des Armenhospitals, welches er ergreifend mit einer Kumpellammer vergleicht oder einem Winkel des Bodens, wo man allerlei alte, zerbrochene und abgelegte Gegenstände aufbewahrt, die Schuhmacher von Heide, die Sonntags nach Kiel spazieren, um zu fischen und nach mancherlei Irrfahrten einen Frosch und einen ertrunkenen Hund fangen, worauf sie, um nicht von ihren Frauen Scheltworte hören zu müssen,

Fische laufen und heimbringen, sowie gar viele andere Figuren, alle mit einem Leben und einer Anschaulichkeit gezeichnet, durch welche er an die Schöpfungen der besten niederländischen Genremaler erinnert. — Bei dieser naheliegenden Vergleichung gewahrt man inzwischen eine Eigenthümlichkeit an K. Groth, welche man besonders beachten muß. Während die berühmtesten niederländischen Maler, wie z. B. Teniers, Ostade, Rembrandt, sich augenscheinlich mit einem gewissen cynischen Wohlbehagen in das Schmutzige und Rohe vertiefen, welches meist unverhüllt im Leben des gemeinen Mannes zum Vorschein kommt, zumal in seiner Lustigkeit, ist K. Groth über alles Derartige erhaben. Das hat seinen Grund nicht darin, daß er sich scheut, die Menschen zu schildern, wie sie sind; aber er fällt während der Schilderung mit gutmüthiger und doch eindringlicher Fronte sein Urtheil über alle Verkommenheit und Tölpelhaftigkeit, während andere Dichter, welche die plattdeutsche Sprache zu benutzen versucht haben, nicht selten an dem Uebeln ihr Vergnügen fanden, weil hier doch die Möglichkeit einer kräftigeren Komik war, als die hochdeutsche Sprache ausdrücken kann. Was K. Groth vor dieser Verirrung bewahrt hat, ist inzwischen offenbar nicht nur sein eigener Edelinn, sondern auch eine Eigenschaft bei eben demselben Volke, welches er schildert. Es ist über dem Wesen dieser Bauern trotz ihrer ungeschliffenen Manieren und ihrer oft mehr als derben Reden eine ganz eigne Würde ausgebreitet und ein Anstand, welcher mitunter in aller seiner Einfachheit sogar einen imponirenden Eindruck hervorbringt.“ — —

“Die Leser werden aus allem Angeführten den Eindruck empfangen haben, daß über der Poesie K. Groths ein Geist gesunder und tiefer Sittlichkeit und Gottesfurcht ruht. Auch in Hinsicht dessen hat nämlich des geschilderten Volkes geistiger Zustand sicherlich des Dichters Gedanken geleitet und befruchtet. — — Die Sittlichkeit ruht hier, wie überall, auf religiöser Grundlage. Ohne zu predigen, versteht K. Groth es, die Gottesfurcht in ihrer schönsten Gestalt zum Vorschein kommen zu lassen, nämlich als die durchaus freiwillige Ergießung des

frommen Gemüths. Man lese z. B. die Aeußerungen des alten Landmanns in "Dat Gewitter" und was die Hauptsache ist, sowohl durch die Ausbrüche der Freude wie des Schmerzes geht eine tiefe, stille, wahrhaft christliche Resignation. Die Freude ist stets bereit, sich in Dank gegen Gott zu wandeln, der Schmerz ist nie aufrührerisch oder verzweifelt und das Schöne und Richtige in der Zufriedenheit mit seinem Loos, sei's glänzend oder nicht, ist ein Hauptgedanke des Dichters, zu welchem er auf mancherlei Weise, sowohl im Scherz wie im Ernst, immer und immer wieder zurückkommt. Diese Lebensphilosophie ist endlich gepaart mit einer so warmen Menschenliebe, daß man ihre christliche Grundlage nicht verkennen kann, obgleich natürlich das specifisch Christliche, die Dogmen des Christenthums und das christliche Andachtsleben, nicht zu Worte kommt."

Zum Schluß theilen wir dem freundlichen Leser, der uns bis hieher seine Aufmerksamkeit schenkte, die französische Uebersetzung eines Quixborn-Liedes mit, welches wir, der bequemern Uebersicht wegen, vorausschicken.

As ik wegging.

Du brocht mi bet den Barg torück,
 De Sünn de sack hendal:
 Do säst du sachen, dat war Tid,
 Un wennst di mit einmal.

Do stunn ik dar un seeg opt Holt,
 Grön inne Abendsünn,
 Denn seeg ik langs den smallen Weg,
 Dar gingst du ruhi hin.

Do weerst du weg, doch weer de Thorn
 Noch smuck un blank to sehn;
 Ik gung de anner Sit hendal:
 Dar weer ik ganz alleen.

Nôs heff it ôfter Affched nam', —
 Gott weet, wa mennimal!
 Min Hart dat is dar haben blêben,
 Sûht vun den Barg hendal.

Le départ.

Tu me conduisis jusqu'en haut sur la montagne; le soleil s'abaissait vers l'horizon: alors, tu dis à voix basse, qu'il se faisait tard déjà et tu te retournas soudain:

Je restai là, immobile, et je regardai d'en haut la forêt qui verdoyait au soleil du soir; puis je regardai le long du chemin étroit, où tu t'en allais tranquillement.

Et puis tu disparus; mais je voyais encore la belle et blanche tour de l'église. Je descendis de l'autre côté de la montagne, et alors je fus tout à fait seul.

Plus tard, j'ai souvent encore pris congé de toi en esprit — Dieu sait combien de fois! Mon coeur est resté la-haut sur la montagne, et il regarde en bas dans la vallée.

S l o m a n ' s "Leichte Blätter" bemerken zu dieser Mittheilung: Wir bezweifeln, daß eine bessere Uebersetzung möglich; der Verfasser, R. Reinhardt, ist wegen der französischen Uebersetzungen, die er für seinen Freund Heine und unter dessen Mitwirkung lieferte, schon früher gelobt worden, er hat auch hier selbst den Ton nachgeahmt, dennoch ist uns das Deutsche, nicht einmal bedeutende Gedicht denn doch wie eine andre Welt, schon deshalb, weil wir da ein Gedicht, also eine tönende und rythmisch gebildete Einheit vor uns haben. Eigentlicher Rhythmus und Abwechslung in Tönen und deshalb wirkliche Dichtungen in unserm Sinne fehlen indeß der Französischen Sprache und sind wir sehr zufrieden mit dem Uebersetzer, der auf französische "Verse" deshalb verzichtete.



Berichtigungen.

©. 34 §. 12 v. o. lies "ni licht" statt "nichtli."

©. 38 §. 14 v. o. lies "se" statt "he."



